

Vergißeinnicht 1911

2 (1911)

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
Nr. 2.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
schlichsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Gute Freunde.

Februar 1911.
Köln a. Rh.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatskirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Es reitet gar schnell der Tod.

Der schnellste Reiter ist der Tod;
Er überreitet das Morgenrot,
Des Wetters rasches Blitzen;
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Sehne schwirrt, der Pfeil erklimmt
Und muß im Herzen sitzen.

Durch Stadt und Dorf, über Berg und Tal,
Im Morgenrot, im Abendstrahl
Geht's fort in wildem Jagen;
Und wo er flog mit Ungeßüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klingen.

Er tritt herein in den Prunkpalast,
Da wird so blaß der stolze Gast
Und läßt von Wein und Buhle;
Er tritt zum lustigen Hochzeitschmaus,
Im Windstoß löscht die Kerze aus,
Bleich lehnt die Braut im Stuhle.

Dem Schöpfen blickt er ins Gesicht,
Der jußt das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüt und Klee,
Er tritt heran; ihr wird so weh —
Wer mag den Strauß vollenden?

Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu im Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

Emanuel Geibel.

Erstes und Heiteres aus dem Missionsleben.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

4. Unsere lieben schwarzen Kleinen.

Verlassen wir nun die düstern Bilder von Armut, Krankheit und Tod und treten wir dafür hinein in den blühenden Garten der Kindheit! Wer müßte sie nicht lieben, diese munteren, drolligen Kleinen, denen Unschuld und harmloser Kinderwitz aus dem schwarzen vollen Auge sieht? Es heißt Sterne, Blumen und Kinderaugen seien ein Stück vom verlorenen Paradies. Ob weiß oder schwarz, Kind ist Kind, und ich kenne nichts Lieblicheres, als so ein Kind.

Diese Kleinen kommen mir, wie ich schon früher einmal bemerkte, vor wie die Blumen der Menschheit. Sie sind schön, allgemein beliebt, welken aber auch schnell, wenn man sie pflückt, und verlangen überhaupt viele und sorgsame Pflege.

„Blumen und Kinder, wie sie das Aug' entzücken!
Kinder und Blumen, wie leicht sind sie zu pflücken!“

Mit besonderer Vorliebe erteile ich meinen lieben Kleinen den Unterricht im Katechismus und der biblischen Geschichte. In der Regel sitzen sie gar ernsthaft da und hören mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Geht's aber aus Abfragen des Erzählten, so gibt es manch' komische Ueberraschung, zumal bei den ganz Kleinen, den Anfängern. So hatte ich einmal ausführlich vom Paradiese erzählt, von Adam und Eva, und der bösen Schlange, die sie zur Sünde verführte.

„Was hat Adam und Eva im Paradiese getan?“ fragte ich den kleinen dicken Sebastian, der mir besonders aufmerksam zugehört hatte. — Die prompte Antwort war: „Apfel haben's miteinander gegessen; aber die Eva hat viel mehr gegessen und recht schnell; dem Adam hat sie nur ein Bissel 'was gegeben!“ —

„Was weißt du mir von Eva zu erzählen?“ fragte ich die achtjährige, aber auch noch zu den Anfängern zählende Euphrosine. Diese entgegnete mit tiefer Ent-

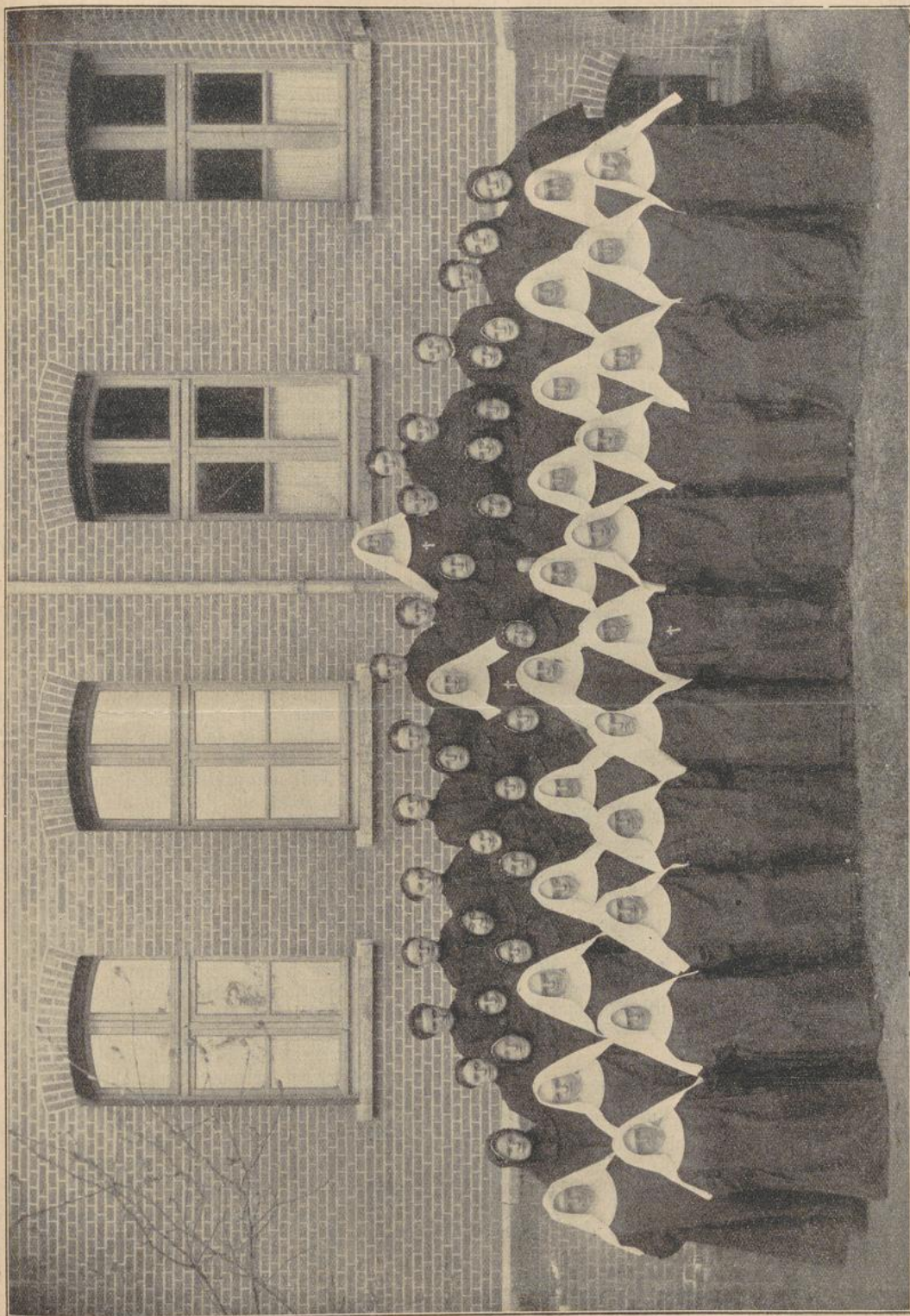
rüstung in den großen schwarzen Augen: „Die Eva ist recht neugierig gewesen und schwachhaft und hat genascht.“

Der kleine Emil aber, der muntere Schelm, fing selber an, Fragen zu stellen: „Warum ist denn die Eva vor der Schlange nicht davongelaufen?“ fragte er mich. „Alle Frauen und Mädchen laufen doch schnellstens davon, wenn sie eine Schlange erblicken, und fürchten sich sehr.“ —

Einmal fand ich ein halbes Duzend meiner schwarzen Kleinen an einem Wasserbächlein. Sie waren so emsig damit beschäftigt, Erde und Lehm herbeizuholen und zusammenzukneten, daß sie mein Nahen gar nicht bemerkten. Da sie sich durch diese Spielerei die Kleider arg beschmutzten, fragte ich etwas unwillig: „Was treibt ihr denn da?“ Doch die wackeren Burschen ließen sich in ihrem Geschäfte nicht stören; sie fuhren tapfer fort, ihren Lehm herbeizuschaffen und einer von ihnen gab mir die beschwichtigende Antwort: „Wir spielen den lieben Gott und machen aus Erde Tiere und Menschen!“

Dies gab mir die Veranlassung, in der nächsten Unterrichtsstunde die Kinder zu fragen, was denn der liebe Gott alles erschaffen habe. Da ging's nun los! Leuchtenden Auges zählten sie alles Mögliche auf: Sonne, Mond und Sterne, Wasser und Feuer, Kräuter und Bäume und viele, viele Tiere. Von letzteren wurde besonders häufig der Ochs, die Kuh und die Schlange erwähnt. Von den Schlangen nannten sie so viele Arten, daß sie kaum fertig werden konnten mit der Aufzählung derselben.

Alles Mögliche hatten sie genannt und aufgezählt, doch keines dachte an den Vogel. Da wollte ich ihnen nun etwas darauhelfen und sagte: „Es gibt aber noch ein Tierchen, und zwar sehr zahlreich auf dieser Welt; es ist so frisch und munter und bewegt sich so schnell, im Nu ist es da und dort . . .“ Während ich noch rede, strecken drei Buben zu gleicher Zeit die schwarzen Zeigefinger in die Höhe und rufen mir siegesbewußt zu: „Zenze, izenze, der Floh, der Floh!“ —



Der Konvent von „heilig Blut“ bei Helmond in Holland. (Professschwestern, Novizinnen und Postulantinnen.)

Später stellte ich die Fragen in umgekehrter Ordnung, das heißt, ich nannte irgendein Ding und fragte sodann: „Wer hat dies gemacht, wer hat jenes gemacht?“ Die prompte Antwort war: „Der liebe Gott.“ Nun

wollte ich den kleinen dicken Ivo auf die Probe stellen und fragte ihn daher: „Wer hat aber den lieben Gott gemacht?“ — Da stand der Kleine eine Weile sinnend da und sprach dann zögernd: „Die Abbelung, die

Weizen.“ — „So?“ erwiderte ich enttäuscht, „wie kommst du denn auf einen solchen Gedanken?“ — Der Kleine erwiderte treuherzig: „Ich dachte so, weil ihr Weiße alles wissen und alles können; euch übertrifft bloß der Tod.“

Ich wandte mich nun an seinen Nachbar, Josef mit Namen, mit der Frage, ob Ivo recht habe. Dieser erwiderte: „Es ist wahr, die Weißen sind sehr klug, sie können die Eisenbahn machen und die Schiffe, sie können auf zwei Rädern fahren und sonst noch viele wunderbare Dinge, aber den lieben Gott haben sie nicht gemacht; von dem wollen sie nichts wissen, sie wollen ihn sogar ukukipa (abschaffen).“ So ganz unrecht hatte er wohl nicht, der kleine, schwarze Philosoph.

Ein anderesmal saß ich in der freien Zeit zwischen unseren Mädchen, die fleißig mit Nähen beschäftigt waren. Da tauchten nun allerlei interessante Fragen auf; namentlich die kleinen, zehn- bis zwölfjährigen Mädchen wollten alles Mögliche wissen, z. B. woher das Glas komme, woher das Petroleum, woher Zucker, Salz usw. Ich suchte es ihnen ihrer Fassungskraft entsprechend zu erklären und setzte in der nächsten Nähstunde die kleine Naturlehre fort. Ich sprach von den drei Reichen, dem Menschen-, Tier- und Pflanzenreich und den verschiedenen Arten und Gattungen. Die älteren Mädchen fanden auch schnell die richtige Antwort und mußten mir sofort zu sagen, in welches Reich dies und jenes gehöre.

Nun saß unter meinen Schülerinnen auch die kleine, neunjährige Maria. Sie ist die Tochter unseres braven Ludwig und seiner Gattin Agnes und hatte von erster Kindheit an eine gute Erziehung erhalten. Sie saß zu meinen Füßen und hörte gar aufmerksam den Fragen und Antworten zu, während ihre schwarzbraunen Fingerringen sich redlich abmühten, aus allerlei kleinen Flecken für ihr Brüderchen Emanuel, das sie auf den Rücken gebunden trug, ein buntfarbiges Röckchen zusammenzustückeln.

„Maria,“ fragte ich sie, „in welches Reich gehören denn wir, ich und du?“ — Da sah mich die Kleine eine Weile mit ihren großen schwarzen Augen gar treuherzig an und sagte dann: „Mina, wena, ich und du, wir gehören ins Himmelreich!“ —

Bei dieser unerwarteten Antwort ließen die fleißigen Näherinnen unwillkürlich die Hände sinken. Erstaunt sahen sie einander an und riefen dann aus: „Uginisile, sie hat recht! Wir alle gehören ins Himmelreich, und wir wollen uns alle recht Mühe geben, einmal dorthin zu gelangen!“ — (Schluß folgt.)

Allerlei für Naturfreunde.

(Von Br. Protasius Nuth, aus einem Briefe an seinen Bruder.)

... Gestern brachte ich einige schöne Nester der sogenannten „Webervögel“ ins Museum, die du vielleicht gelegentlich einmal in Würzburg zu sehen bekommst, denn unser Museumsverwalter (Herr P. Alexander Hanisch) sagte mir, er werde sie wahrscheinlich nach Europa schicken.

Von diesen geflügelten Webermeistern hat sich in unserem Garten eine ganze Kolonie niedergelassen; wohl 40 bis 50 ihrer sonderbaren Wohnungen hängen da an einem Bambusgebüsch. Der Bambus ist bekanntlich ein in riesigen Dimensionen aufstrebendes Rohr; etwa armsdick, nach oben aber fortwährend sich verjüngend und nach rechts und links zarte Zweige mit schmalen, fingerlangen Blättern treibend, steigt er innerhalb

weniger Wochen oft 40 bis 50 Fuß und darüber in die Höhe, wo er in eine zarte, dünne Spitze auslaufend, in weitem Bogen sich abwärts neigt. Gerade an diesen zarten, schwankenden Bambusspitzen nun hängen die Webervögel mit Vorliebe ihre Nester auf.

So ein Nest hat beinahe das Aussehen einer großen Birne, nur befindet sich an der Seite eine eigentümliche Ausbauchung. Es ist dies der Eingang zu der merkwürdigen Behausung; er führt zunächst von unten her senkrecht aufwärts und biegt sodann ins eigentliche Nest ein, ein Umstand, der nach jeder Richtung die mannigfachen Vorteile mit sich bringt. Denn hier haben die lieben Kleinen, die da zur Welt kommen sollen, ein frisches, luftiges Heim, sind gegen Sonnenglut und Regenschauer wohlthuend geschützt und überdies sicher gegen die Nachstellungen tödlicher Schlangen, die sich an dem schwankenden Bambusende nicht halten können. Gewissen Raubvögeln gegenüber versagt die „Feste“ allerdings ihren Dienst, wie wir gleich nachher hören werden.

Je länger man so ein Nest betrachtet, desto mehr staunt man über die geradezu wunderbare Geschicklichkeit, mit der es gebaut und aufgehängt ist. Das Vögelein hat, während es arbeitet und baut, keinen Stützpunkt unter sich, sondern flattert frei in der Luft und bringt dennoch, bloß den starken Schnabel und die scharfen Krallen als Werkzeug benützend, ein höchst gediegenes und praktisches Flechtwerk zustande. Das hiezu benützte Material ist das gewöhnliche harte, südafrikanische Weidegras, das von ihm in langen Halmen abgerupft und so künstlich ineinander verflochten und verwoben wird, daß nur selten nach außen zu ein Stück hervorsticht, nach innen ist das Nestchen so fein und glatt, daß es selbst die geschickteste Menschenhand nicht besser machen könnte. Ich habe schon in manchem alten Gedicht den Weber besingen hören, der so munter zwischen den Fäden sein Schifflein fliegen läßt; hier aber fliegt der Weber selber in der Luft und arbeitet dabei an einem Kunstwerk, vor dem selbst ein Zeppelin die Segel streichen müßte.

Besonders aufmerksame Beobachter wollen sogar gesehen haben, daß das Weibchen, während das Männchen baut, sich zeitweilig auf das begonnene Nest setzt und daran zaust und reißt, um es gleichsam auf seine Dauer und Haltbarkeit zu prüfen. Bricht es ab, so muß der nachlässige Hausvater nicht nur den Bau von neuem beginnen, sondern seitens der erzürnten, schrecklich lärmenden Lebensgefährtin eine gehörige Gärdenpredigt über sich ergehen lassen, die er ganz verdußt auf einem Zweige sitzend in tiefer Beschämung anhört. Ob hier der „Naturforscher“ richtig geschaut und jeden Vorgang korrekt gedeutet hat, getraue ich mir allerdings nicht zu behaupten, es kommt mir vielmehr der Schluß des bekannten Gedichtes von den „schwäbischen Eisenbahnen“ in den Sinn, wo es mit einer kleinen Variation heißt:

„s Nestlein nimmt ein traurig's End“,
Könnt es glauben, wenn ihr wend (wollt).“

Der Webervogel ist ungefähr so groß wie eine Lerche, hat ein sehr schönes gelbliches Gefieder und vertilgt in Garten und Feld eine Menge Ungeziefer, wie Käfer, Würmer, Raupen usw., nimmt aber auch gelegentlich mit etwas Besserem vorlieb, das heißt, er stiehlt Obst, frische Weinbeeren, grüne Erbsen usw., nach Herzenslust. Er hat einen flinken, hüpfenden Gang. Einmal sah ich so einen jungen Tanzkünstler in unserem Garten, der sich mehrmals überschlug und unfugelte. Als ich ihn endlich erwachte, bemerkte ich mit Staunen, daß das eine Beinchen ganz steif und nach rückwärts gebogen

war. Doch wie ich den Schaden mitleidig betrachtete, heißt mich der kleine Wicht ganz gehörig in den Finger, und fliegt dann, wie ich ihn erschrocken auslasse, höhnend davon. —

Ich sprach vorhin von der Sicherheit, den diese noch in der Luft am äußersten Ende einer Bambusstaude aufgehängten Nester gegen Schlangen und Raubvögel zu gewähren. Letzteren gegenüber ist der genannte Schutz allerdings sehr zweifelhafter Art. So sah ich zum Beispiel einmal einen Falken ein Kunststück ausführen, das ihm sicherlich kein Flugkünstler nachmacht, und wäre er auch ein Meister à la Paulhan oder Le Blanc. Dieser Räuber kletterte nämlich zuerst einigemal um die eng beieinander hängenden Festungen herum, gleichsam um zu erspähen, in welchem Neste Junge lagen. Endlich fand er, was er suchte, drehte sich dann im Fluge um, sodaß er mit dem Rücken zur Erde schaute, schwebte eine Weile mit wagrecht ausgebreiteten Schwingen frei in der Luft, griff dann mit seinem scharfen, krummen Schnabel in das Nest, zog eines der zwitschernden Jungen heraus und trug es, sich rasch wieder aufrichtend, davon. Dieses Manöver wiederholte er nach einer Weile noch ein- oder zweimal. Auch Bruder Heinrich, unser Klostergärtner, stand bei mir und war staunend Zeuge des merkwürdigen Schauspiels.

* * *

Doch genug jetzt von den Webevögeln und ihren sonderbaren Nestern. Schon vielfach erregte meine Aufmerksamkeit der sogenannte Neuntöter, der uns eigens von der göttlichen Vorsehung zum Schutze unserer Gärten und Felder geschenkt zu sein scheint. Denn er vertilgt eine Menge schädlicher Salat-schnecken, Käfer und Heuschrecken.

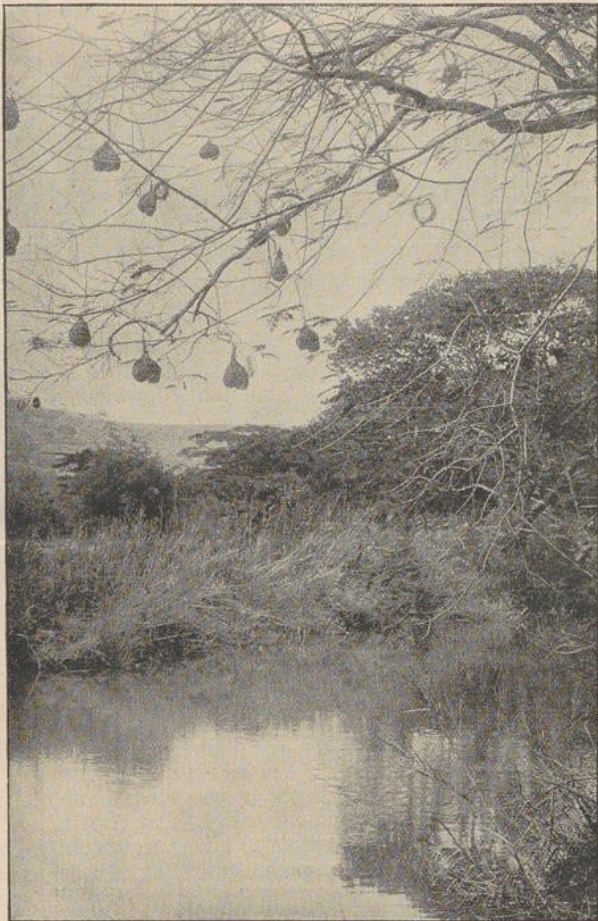
Er ist etwa doppelt so groß als eine Bachstelze, aber nicht ganz so flink und schnell wie diese. Schon oft sah ich, wie er einer munteren Bachstelze nachflatterte; sich dabei aber in eine komische Neckerei verwickelte. Die Bachstelze flog nämlich wiederholt mit einem ganz herausfordernden Piffte auf, hüpfte und flatterte eine Weile vor dem mühsam nachfolgenden Räuber und erhob sich endlich, als jener enttäuscht zurückblieb, munter pfeifend in die Luft.

Der kleine Schelm, der jahraus jahrein so vielen kriechenden und fliegenden Tierchen den Garauß macht, scheint sich persönlich so sicher zu fühlen, daß er jeder Gefahr und Nachstellung mit stupider Gleichgültigkeit spottet. Da darf kommen, was mag, er bleibt ruhig auf seinem Pfahl, Strauch oder Baum sitzen und ist nur Auge und Ohr für seinen Beruf. Ich habe schon öfters dabei eine fromme Nutzanwendung für mich gemacht und gedacht, wie schön es wäre, wenn auch ich so in meinem schönen Beruf aufginge, daß ich nur mehr an Gott und mein letztes, ewiges Ziel dachte, von aller Menschenfurcht aber und dem eitlen Treiben dieser Welt rein nichts mehr wüßte.

Welche Furchtlosigkeit dieser Vogel an den Tag legt, mag folgendes drastisches Beispiel beleuchten: Ich wollte einmal im hiesigen Mariengarten ein altes, schadhafes Gewehr probieren. An Gelegenheit zum Schießen fehlte es mir bisher nicht, denn unsere Getreidefelder und Obstgärten müssen fleißig gegen diebische Vögel geschützt werden und ich hatte dabei schon manch' glücklichen Schutz getan. Doch zur Sache! Um über den Zustand der erwähnten Flinte klar zu werden, lege ich auf einen

fernung von kaum 20 Schritt ganz gemütlich auf einem Strauche saß. Ich ziele und drücke los. Krachend hallt der Schuß über Berg und Tal, — mein tapferer Vogel aber sitzt nach wie vor gelassen da und würdigt mich nicht einmal eines Blickes.

Leidet der Kauz an Schwerhörigkeit, frage ich mich, oder hat er etwas vom „gehörnten Siegfried“ an sich? Die Sache muß sich bald entscheiden. Ich nehme eine Patrone mit dickerem Schrot und ziele abermals. Es knallt, — doch der Neuntöter sitzt noch immer auf seinem



Webevögel-Kolonie.

Strauch und rührt sich nicht. Das ging mir nun aber doch über die Hutschnur! Oder sollte mir jemand einen Streich gespielt und einen ausgestopften Vogel dorthin gesetzt haben? Uebrigens dachte und handelte ich nach dem Grundsatz: „aller guten Dinge sind drei“, lade noch einmal und entsende den dritten Schuß. Kaum verflüchtigt sich der Rauch, da sehe ich, wie der „Strauchritter Fürchtenichts“ noch immer auf seinem Niste sitzt. Auf einmal wendet er den Kopf, streift mich mit einem verächtlichen Blick und fliegt stolz wie ein Adler davon.

Auch ich machte Kehrt. Ich sagte nichts — denn der Nest war Schweigen; nur träumte ich in der folgenden Nacht viel vom Baron von Münchhausen, den ich mit all seinen Abenteuern tief in den Schatten gestellt.

(Schluß folgt.)

Taufe und Hochzeitsfeier in Triashill.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Sonntag, den 14. August 1910, fand dahier eine seltene Doppelfeier statt, welche in der ganzen weiten Umgebung ein freudiges Echo weckte. Am genannten Tage wurden nämlich 7 unserer besten Burschen, meist Lehrer in unseren Schulen, und 8 Mädchen getauft, und drei dieser Burschen und Mädchen feierten am gleichen Tage ihren Hochzeitstag.

Sie hatten sich alle ohne Ausnahme recht gut auf diesen ihren Ehrentag vorbereitet. Die drei Heiratskandidaten wohnten als Kostschüler hier und wirkten zugleich als Hilfslehrer in unseren Schulen; ihre Bräute aber kamen Tag für Tag fleißig zum Unterricht und blieben jedesmal nach der Schule noch ein Stündchen oder zwei hier, um mit gleichem Eifer auch den Katechismus zu lernen.

Endlich war der heißersehnte Tag, an dem sie durch die hl. Taufe zu Kindern Gottes wiedergeboren werden sollten, angebrochen. Unser gegenwärtiger Superior, der hochwürdige P. Albalero, hatte absichtlich einen Sonntag dazu bestimmt. Kurz vor 10 Uhr gaben ein paar



Bruder Flavian, Sattlermeister.

Glockenschläge das Zeichen, daß sich alles Volk, das in hellen Haufen zu der seltenen Feier herbeigeströmt war, sich zwischen der Schule und Kirche in zwei Reihen aufstellen soll. Es war für mich ein hartes Stück Arbeit, die Leute, die an so 'was nicht gewohnt waren, stramm in Reih' und Glied zu bringen; nun schließlich ging es doch.

Als alles bereit war, holte P. Superior in Chorrock und Stola die im Schullokale versammelten Täuflinge ab. Rechts und links von ihm gingen zwei Ministranten mit brennenden Kerzen und den Zug eröffnete unser wohlgeschulter schwarzer Sängerkhor. Die Täuflinge traten nun aus der Schule heraus, P. Superior richtete an sie eine kurze, kräftige Ansprache und dann ging es unter Gesang und Glockengeläute der Kirche zu.

Vor dem Kirchenportale wurde Halt gemacht. Es begannen die Einleitungszeremonien der heiligen Taufe, die Erteilung der neuen christlichen Namen, die verschiedenen Gebete, Beschwörungen und Bezeichnungen mit dem Kreuze, sowie die Ueberreichung des geweihten Salzes, was bei der beträchtlichen Zahl der Katechumenen beinahe eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Hierauf führte sie der Priester an seiner violetten Stola unter gemeinsamer Abbetung des Credo und des Pater noster in die Kirche ein, wo sodann vor dem Altare der eigentliche Taufakt stattfand. Eine zweite, allen zu Herzen gehende Ansprache schloß die schöne Feier.

Unmittelbar daran schloß sich die Trauung der drei Brautpaare, die nun auf einer rot überdeckten Kniebank sich niederließen. Ihre Namen waren Moshius und Helena, Klemens und Veronika, Michael und Agnes. Der Trauungsakt selbst vollzog sich genau nach dem römischen Rituale. Daran schloß sich die heilige Messe, welche bis gegen 12 Uhr dauerte.

Während nun der Priester seine Dankagung machte, stellte sich das Volk wieder in zwei Reihen vor der Kirche auf; die getauften Burschen erhielten zierliche Herz-Jesu-Bildchen an die Brust geheftet, die Mädchen aber setzten frische Blumenkränze mit drei über den Rücken fallenden roten Schleifen auf den Kopf und begaben sich in diesem festlichen Aufzug, der bei den einfachen Leuten, die nie so etwas gesehen hatten, die höchste Bewunderung hervorrief, in Begleitung ihres Seelenhirten nach einer festlich decorierten Hütte, um daselbst ein bescheidenes Mittagsmahl einzunehmen. Die Kinder aber und das ganze anwesende Volk sangen in freudiger Begeisterung den Täuflingen und Brautleuten zu Ehren ein Lied nach dem andern. In den Zwischenpausen reichte man den zahlreichen Gästen ein paar Körbchen voll Erdnüsse, welche ihnen vortrefflich mundeten.

Etwas später folgte der Segen mit dem Allerheiligsten, dem wieder alles vollzählig beimohnte. Die Täuflinge und Brautleute hatten ihren Ehrenplatz in nächster Nähe des Altars, und die ganze Gemeinde, Priester und Volk, dankte dem Herrn aus innerstem Herzensgrunde für die große Gnade, die ihnen an diesem Tage geworden.

Im Laufe des Nachmittags fanden verschiedene heitere Spiele statt, an denen sich alles, groß und klein, in zwanglosester Weise beteiligte. Zu Essen und Trinken gab's allerdings nicht viel; einige Erdnüsse und etwas Mamba (Maschonabier), das war alles. Doch die hiesigen Leuten sind überaus genügsam; sie waren mit dem wenigen, das wir ihnen in unserer Armut bieten konnten, wohl zufrieden und beteuerten immer wieder,

wie überaus schön die Feier des heutigen Tages gewesen.

Großen Spaß machte ihnen auch das Sacklaufen, denn das Spiel war ihnen neu. Etwa ein halbes Duzend größerer Knaben wurden bis an den Hals in Säcke eingebunden und mußten so dem Ziele zusteuern, wo jedem als Prämie ein schöner Griffel winkte. Doch nur einer oder zwei kamen mühsam ans Ziel; die gar zu eifrig vorwärts strebten, fielen zum großen Gaudium der Zuschauer zuerst und konnten sich ohne Hilfe nicht mehr aufrichten.

Am ruhigsten zeigten sich die Bräute; doch das gehört bei ihnen zur Etikette. Selbst eine heidnische Braut muß an ihrem Hochzeitstage ein sehr ernstes und gefestetes Weiden zur Schau tragen; das Gegenteil verstieße arg gegen Wohlstand und gute Sitte. Sie hielten sich daher von dem allgemeinen Tumulte zurück und spazierten mit ihren Kränzen meistens in der Nähe auf und ab, vom Volke mit Ehrfurcht und heiliger Scheu betrachtet.

Als sich aber die Sonne allmählich auf die hohen Berge im fernen Westen senkte, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Die Trommeln schwiegen, die Tänzer wischten den Schweiß von der Stirne, und alles wanderte wieder der Heimat zu mit dem Bewußtsein in der Brust, auf der Missionsstation einen schönen Tag verlebt zu haben, einen Tag des Segens und der Gnade und

Stunden heiteren Spieles voll kindlich-unschuldiger Freude und Fröhlichkeit.

Tod und Begräbnis bei den Kaffern.

(Schluß.)

Beim Tode eines Schwarzen spielt eine große Rolle auch das Klagegeheul der Weiber. Es geschieht mit all' der Phantasterei und berechneten Schaustellung, die den orientalischen Völkern eigen ist. Die Männer sitzen in stupidem, dumpfem Stillschweigen da, die Weiber aber beginnen gleich nach dem Hinscheiden des Verbliebenen ihre Totenklage und setzen sie oft stundenlang fort. Von Zeit zu Zeit wird pausiert, um wieder etwas zu Atem zu kommen. Dabei darf es auch an einer geziemenden Erfrischung nicht fehlen. Man nimmt sie gemeinsam unter Tischen und Scherzen ein und macht sich dann wieder ans „Geschäft“. Dabei klagen, heulen und weinen diese Frauen und Mädchen, als ob ihnen das Herz brechen möchte! Das muß so sein, das ist ein altes unverletzliches Herkommen, und würde eine Frauensperson nicht weinen, so käme sie sofort in Verdacht, sie freue sich über den Tod des Verstorbenen, oder habe ihn vielleicht gar durch Zauberei freventlich herbeigeführt.

Ist ein Mann beim Tode seines Vaters vom Hause abwesend, so muß er während der nächsten sechs Monate jedesmal laut weinen und klagen, wenn er dasselbe nach seiner Rückkehr wieder betritt. Wenn er will, kann er diese Gepflogenheit jahrelang beibehalten.

Ein sonderbarer Gebrauch findet sich bei den Damaras. Sie tanzen nämlich vorwärts und rückwärts über das Grab eines Angehörigen hin. Sie tun das, um einem schädlichen Einfluß vorzubeugen, der vom Grabe ausgehen könnte. Ueberhaupt hat fast jeder Stamm seine eigenen Gebräuche in dieser Beziehung.

Einer meiner Freunde war einst in Natal Zeuge einer sonderbaren Zeremonie. Als nämlich ein Mann der Auflösung nahe war, trieben die Kraalbewohner die Ochsen an ihn heran, damit sie ihn „röchen“; hernach wurde das Vieh wieder weggetrieben. Daß Vieh zum

Grabe eines Verstorbenen gebracht wird, kommt oft vor; in dem erwähnten Falle aber mußte es beim Sterbenden seinen Abschiedsbesuch machen. Um den Grund dieser Handlungsweise befragt, antworteten die Leute, auf diese Weise könne der Geist des Sterbenden zunächst in einen Ochsen übergehen, und von da aus würde er dann unschwer Gelegenheit finden, in eine Schlange zu fahren; denn alle Amadholzi (Geister der Vorfahren) nehmen ihre Wohnung in einer gewissen Art von Schlangen.

Ein anderer eigentümlicher Fall wurde von mir selbst bemerkt. Beim Leichenbegängnis eines Kindes



Die Jugend von Triashill.

verbrannte man nicht nur alle Decken und Schmuckfachen, die es bei Lebzeiten getragen, sondern man holte hernach auch noch die Türe der Hütte, worin es gelebt hatte, und vergrub sie neben der Leiche, die Hütte aber wurde sofort mit einer neuen Türe versehen. Der Grund dieses Verfahrens war, wie die Leute sagten, die Seele des Kindes in harmloser Weise zu täuschen; denn falls dieselbe nächtlicher Weile im Kraale herumwandert, findet sie eine neue Türe, erkennt die Hütte nicht mehr und denkt, es habe die richtige Hütte verfehlt. Der Geist wird dann suchen, bis er die ihm bekannte alte Türe in der Erde findet. Befriedigt wird er sich dann bei derselben im Grabe niederlassen und die Kraalinsassen nie mehr belästigen. —

Das erinnert an einen Gebrauch der Angoni am Nyassa-See. Dort machen die Leute eine Figur des verstorbenen Mannes und begraben sie unter großem Lärm und Geheul; zur selben Zeit wird aber eine Person beauftragt, den Verstorbenen irgendwo schnell im geheimen zu verscharren. Dadurch werden die Geister zum Besten gehalten und können den Toten nicht mehr belästigen.

Die Schwarzen scheinen überhaupt der Ansicht zu sein, die Geister könnten leicht hinter's Licht geführt werden. Opfern sie z. B. notgedrungen irgend ein altes, abgemagertes Ochsenlein, so schreien sie den Geistern zu, sie möchten es wohl in Augenschein nehmen, welch' prachtvolles Stück Vieh ihnen gespendet wird, wie schön es gebaut, wie frisch und gesund, wie stark und wohlgenährt und von welch' prächtiger Farbe!

In der Kapkolonie war folgender uralter Brauch: Fühlte sich jemand krank, so bliesen ihm die Angehörigen in die Ohren, um das Uebel schnellstens wieder wegzublasen. Hatte das keine Wirkung, so schleppte man den



In Reih' und Glied.

Kranken in den nächsten Busch, wo er Tag und Nacht von seinem Weibe bewacht wurde. (Im Krankheitsfalle der Frau übernahm den gleichen Liebesdienst der Mann.) Die Treubeforgte machte Feuer an im Busch und begoß den halbgerösteten Mann fleißig mit kaltem Wasser. Wasser und Feuer sind bekanntermaßen zwei kräftige Elemente und müssen mächtig zur Wiedergenesung des Kranken beitragen; darum durfte das Feuer nie ausgehen und mußte der Dulder sich regelmäßig von einer Viertelstunde zur andern der Feuer- und Wasserkur unterziehen.

Hatte er endlich ausgelitten und ausgestritten, so lief das Weib in der kommenden Nacht ihrer Hütte zu und steckte sie in Brand. War das geschehen, so kehrte sie zu ihrem toten Mann und dem noch immer brennenden Feuerchen zurück. Nach Ablauf eines Monats warf sie ihre alten Kleider weg, zerfraßte sich den ganzen Leib und rieb eine scharfe Medizin in die Wunden hinein. Dann flocht sie sich Schürzen aus Vinjen und Schilf, kehrte zu den übrigen Kraalinsassen zurück und bat um den Gebrauch des Herdfeuers, d. h. um die Erlaubnis, hier wieder wohnen zu dürfen. Das wurde ihr zugestanden. Doch zuvor mußte sie sich einer Kur unterziehen. Man gab ihr nämlich eine mit Medizin vermischte Milch zu trinken; auch mußte sie sich damit den Mund ausspülen. Die Kuh aber, von der diese Milch kam, galt fortan als heilig.

Verlor ein Mann sein Weib durch den Tod, so hatte er sich derselben Prozedur zu unterwerfen; doch dauerte bei ihm die legale Trauer nur zwei Wochen. Er nahm dann Haare vom Schweife eines Ochsen und band sich dieselben um den Hals; das schützte ihn gegen jeglichen bösen Einfluß seitens der Toten.

Bei den Bechuanas mußte die Frau beim Tode ihres Mannes außerhalb ihres Kraales Wohnung nehmen und etwas von einer Milch genießen, die von sämtlichen Kühen im Kraale genommen und in einem Gefäße zusammen gemischt worden war. Tag für Tag mußte sie etwas von dieser Milch kochen und mit ihrem Essen vermischen; den ganzen Leib aber mußte sie sich mit einer umuti (Medizin) und mit Kuhdünger beschmieren. Unterließ ein Weib diese Dinge, so war ein rasches Hinsterven sämtlicher Kühe und Ochsen im ganzen Kraale die sichere Folge. —

Bis etwa um 1684 unserer Zeitrechnung wurden beim Tode eines Häuptlings all dessen Weiber verbrannt. Don Santos, der darüber berichtet, fügt bei, sämtliche Weiber hätten für diesen Fall immer ein scharf wirkendes Gift in Bereitschaft gehabt. Am Tage nach dem Hinsterven eines Mannes durfte keines der Kraalinsassen auf dem Felde arbeiten.

Zu Tschakas Zeiten wurde im Falle der Erkrankung eines Mannes vor dessen Hütte ein Rohr in den Boden gesteckt und niemand durfte ohne spezielle Erlaubnis die Hütte betreten. Die Begräbnisfeierlichkeiten eines Häuptlings waren immer sehr umständlicher Art. Das Volk versammelte sich in hellen Haufen vor dem Königsfraal, und in dem Augenblick, da der Leichnam durch eine Oeffnung der Hüttenwand geschoben wurde, begrüßte ihn alles mit dem Ruf: „Lebe wohl, o König! Lebe wohl!“ — Gardener erzählt, daß die Begräbnisse in der Regel erst nach Sonnenuntergang vorgenommen wurden, allein dieser Gebrauch ist meist außer Übung gekommen.

In gewissen Gegenden war es früher auch Sitte, daß nach dem Tode eines Insassen sämtliche Bewohner des Kraals sich neun Tage hintereinander versammelten.

Dabei wurde eine Hacke oder ein Spaten rot glühend gemacht und in einen vollen Viertopf getaucht. Von diesem Viere mußte dann jeder Kraalinsasse trinken; das schützte ihn gegen böse Ansteckung. In der Regel nahmen auch die Doktoren noch eine eigene Reinigungszeremonie vor, wobei sie in den Leib der Betreffenden Einschnitte machten und dann umuti in die Wunden rieben.

Auch das Tragen eigener Trauerkleider war bei den Schwarzen nicht ganz unbekannt; am Sambesie z. B. banden sie sich einen Streifen schwarzen Stoffes um den Kopf; in früherer Zeit war das auch im Zululand gebräuchlich. Bei den südlicheren Stämmen vernachlässigten die Leidtragenden alle Pflege des Haares und die Kecklas (gereifte, mit Kopfschmud versehene Männer) unterließen es, ihren Kopfring zu putzen. An Stelle metallener Schmuckgegenstände trug man solche aus Gras.

Unsere Missionsstation „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Manjuet Poll, R. M. M.

Eines der jüngsten Kinder Mariannhills, ist das im Jahre 1908 in der Nähe von Ladysmith gegründete „St. Joseph.“ Es steckt noch sozusagen ganz in den Kinderschuhen und bedarf einem unmündigen Kinde gleich Hilfe von allen Seiten. Ein Kind ist aufrichtig, Verstellung ist ihm fremd; es spricht vielmehr gerade, wie es denkt. Mögen daher die geehrten Leser in Geduld vernehmen, was ihnen der kleine „Joseph“ alles zu erzählen weiß.

Jede Sache hat ihre Licht- und Schattenseiten, und will man nicht ungerecht sein, so muß man beide in Betracht ziehen. Dieser Grundsatz gilt für unser Missionswerk im großen und ganzen, gilt aber auch für jede einzelne Station. Man darf nicht einseitig bloß das Gute oder Böse hervorheben, sondern muß wie ein ehrlicher Geschichtsschreiber beides erwähnen, ohne die Sache nach irgend einer Seite hin zu übertreiben. Wahrheitsliebe und Objektivität war stets mein Grundsatz, er soll mich auch beim heutigen Berichte leiten.

Fassen wir nun zunächst die Lichtseiten unserer Mission ins Auge. Da muß ich vor allem die Größe des Missionsfeldes rühmen. Ich kann meinen Wirkungskreis über ein Areal von 300 englischen Quadratmeilen ausdehnen; 5 bis 6 eifrige Missionäre hätten hier Arbeit genug und dieselbe würde sich mit wachsender Zahl der Christen und Katechumenen noch beständig mehren. Nun aber bin ich der einzige katholische Priester weit und breit. In der Tagesschule, die wir etwa eine Stunde von hier eröffnet haben, wohnt zwar ein schwarzer Schullehrer, allein in der eigentlichen Mission kann er mir nur wenig helfen. Einen Katecheten habe ich gegenwärtig nicht. Natürlich kann ich als alleinstehender Mann die Arbeit bei weitem nicht bewältigen. Ich tue eben, was ich kann und überlasse das übrige der göttlichen Vorsehung und den nachrückenden Missionären.

Lokationen (für Schwarze reservierte Gebiete) sind fast keine hier, der Distrikt besteht vielmehr ganz aus Farmen, deren Besitzer teils Engländer und Buren, zum Teil aber auch Kaffern sind. Es haben sich nämlich an verschiedenen Orten ein Anzahl Schwarzer zu einem sogenannten „Syndikate“ zusammengetan und gemeinsam ein bedeutendes Stück Land gekauft, sei es von der Regierung, sei es von einem Privatmann. Einigen ist dieser Kauf gelungen, andere aber haben dabei kolossale Verluste erlitten und hinterher Geld und

Land verloren. Gewöhnlich wird nämlich den Käufern das Land auf Ratenzahlung überlassen. Versäumt er den Termin, oder ist er wegen Armut außer Stande, den fälligen Betrag zu zahlen, so fällt das Land an den alten Eigentümer wieder zurück, ohne daß dieser verpflichtet wäre, die bereits abbezahlte Summe an die Käufer herauszugeben. So verlor kürzlich ein Syndikat eine Farm von 8000 Acker und über 5000 Pfund Sterling oder 100 000 Mark. Das Traurigste dabei ist, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen muß; denn in jedem Syndikat gibt es auch träge und verschwenderische Mitglieder, die ganz zahlungsunfähig werden, sodaß schließlich auch die Fleißigen und Sparfamen die fürs Ganze treffende Summe nicht mehr erschwingen können und dann mit den übrigen der Not und dem Elend anheimfallen.

hunmyeli oder Prädikanten teilen an die Schwarzen „amatikete“, das heißt kleine Zettelchen mit frommen Bibelsprüchen aus. So ein Zettel kostet zwei Mark, wird aber von den abergläubischen Leuten massenhaft gekauft, denn sie sehen darin ein Billet fürs Paradies. „Wer kein solches „tikete“ hat,“ sagen die Prädikanten, „kann nicht über den Jordan ins gelobte Land, das heißt in den Himmel kommen.“ Wer daher einen Glauben hat, kauft den kostbaren Zettel und bewahrt ihn mit großer Sorgfalt auf.

Kürzlich ist bei den Wesleyanern eine Art „weiblichen Ordens“ aufgetaucht. Die Mitglieder nennen sich abafazi besili, Klageweiber. Sie haben eine originelle Ordenstracht, nämlich einen schwarzen Rock, eine lange, rote Jacke, eine große, weiße Haube und rote Strümpfe. Diese Weiber nun kamen eines Tages in großer Zahl



Bei Tlich.

Diese Syndikate sind meist stark bevölkert. So wohnen z. B. zwischen hier und Matschitz auf einer solchen Kaffernfarm sicherlich gegen 5000 Seelen. Auch auf den Farmen der Weißen, namentlich in der Gegend von Ladysmith, gibt es viele schwarze Ansiedler. Auf unserer eigenen Farm sind gegenwärtig noch verhältnismäßig wenig, weil der frühere Besitzer die Schwarzen nicht leiden mochte und daher viele von ihnen vom Plaketrieb.

Was die religiösen Verhältnisse betrifft, so habe ich schon in einem früheren Artikel (Siehe Septemberheft 1910) angedeutet, daß ich unter den hiesigen schwarzen Protestanten den krassesten Aberglauben angetroffen habe, der ihnen von ihren Katecheten und Predigern beigebracht worden war. Ich will hiemit keinen Stein auf alle diese schwarzen Prädikanten werfen, denn sicherlich gibts auch unter ihnen gute, ehrenwerte Leute, allein, was ich hier fand, ist immerhin auffallend genug. So frag ich jüngst eine Protestantin, wer unser Erlöser sei. Sie antwortete allen Ernstes: „Umkofeli“, das heißt der benachbarte protestantische Missionär, der sich für seine Predigten gut bezahlen läßt. Viele dieser abas-

zusammen; es waren ihrer wohl 300, selbst vom Zululand und aus den Drakensbergen waren sie gekommen. Eine von ihnen trug eine weiß-rote Fahne voraus, die übrigen folgten im Gänsemarsch hinterdrein. So „wallfahrteten“ sie von Vesters Station nach Dreifontaine, wo sie eine große Versammlung hielten. Zum nicht geringen Verdrusse ihrer Männer zogen sie auf diese Weise, Haus und Kinder im Stiche lassend, im Lande umher.

Auf die Frage, was denn der sonderbare Aufzug bedeuten solle, sagte mir eines der Klageweiber, eine schwarze Frau sei gestorben und wieder von den Toten auferstanden. Diese habe ihnen vom Himmel her dieses Gesetz mitgebracht. — Ich wünschte nur, die Schwarzen würden die Wahrheiten unserer heiligen Religion ebenso leicht und standhaft glauben, wie diese Ammenmärchen, doch leider sind gerade diese Weiber so fanatisch und so eingebildet auf ihr vermeintliches religiöses Wissen, daß es unmöglich ist, sie eines Besseren zu belehren.

Im allgemeinen haben die Protestanten, die ich hier traf, keine Idee vom Ursprunge des Protestantismus; wenn man sie darüber aufzuklären sucht, sind sie nicht wenig darüber erstaunt, daß sie von ihren schwarzen

Prädikanten in solch' kläglicher Unwissenheit gelassen wurden. Manche von ihnen fühlen sich sofort zur katholischen Kirche hingezogen, und sicher würden sie massenhaft zu uns übertreten, wenn wir die nötige Zahl von Kapellen, Schulen, Priestern und Katecheten hätten.
(Fortsetzung folgt.)

Der große Keisfluß.

Von Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Da unser Missionsgebiet sehr ausgedehnt ist, müssen wir unsere Exkursionen zu Pferd machen. Demnach sind wir genötigt, jedesmal auch das Pferd durch den großen Keisfluß zu schaffen, denn Pferde und Stallungen befinden sich drüben auf der Zentralmission Keilands. Ist der Fluß nicht allzu tief, so heißt es einfach mit dem Pferd frisch und mutig hindurchreiten. Daß dabei die Schuhe gehörig Wasser schöpfen, und der weiße Habit in dem schmutzig-gelben Wasser eine bedenkliche Farbe annimmt, wird nicht weiter in Betracht gezogen; den einen Uebelstand behebt in der Regel die afrikanische Sonne, die nasse Strümpfchen schnell zu trocknen weiß, den anderen unsere fleißigen Missionschwester, die in ihrer trefflichen Waschküche dem arg zugerichteten Habit immer wieder ein anständiges Aussehen zu geben wissen.

Ist ein Durchreiten nicht möglich, so setzt der Missionär im Boote über, das Pferd aber wird von Kaffern über den Fluß getrieben. Wohl kommt's auch vor, daß das Pferd sich bäumt und sträubt und auf keine Weise über den Fluß gebracht werden kann, gut, dann muß man eben zu Fuß gehen oder einfach wieder umkehren, falls die Tour eine allzu große sein sollte.

Zuweilen ist der Wasserstand ein derart hoher, daß man auf keine Weise über den Fluß kann, weder zu Pferde, noch mit dem Boot; da bleibt dann nichts andere übrig, als in Geduld eine bessere Zeit abwarten.

Da wir drüben im Transkei mehrere Schulen und Außenstationen haben, müssen wir verschiedene Sachen von Keilands dort hinüberschaffen, oder auch umgekehrt von der Schule und Katechetenstelle nach der Mutterstation. Doch immer geht es dabei über den großen Fluß. Das einfachste Mittel wäre ein großer, schwerer Ochsenwagen, wie sie hier in der Kapkolonie noch immer gang und gäbe sind. Allein der Weg ist derart schlecht und führt über so viele und hohe Steinblöcke, daß ein Fahren kaum noch möglich ist. Die Regierung versuchte es einmal, den Weg etwas auszubessern; man mußte aber wieder Abstand davon nehmen.

Wir sehen uns daher genötigt, alle Sachen durch Kaffern hinübertragen zu lassen. Manchmal schlagen wir auch folgenden Modus ein: Wir nehmen in Transkei einen Wagen nebst Ochsengespann zu leihen, was jedoch immer mit bedeutenden Unkosten verbunden ist, und fahren damit, so gut und schlecht es eben geht, bis zum Fluß. Hier wird Halt gemacht und der Wagen entleert. Drüben am anderen Ufer wartet unser eigenes Ochsengefaß; die Kaffern tragen unsere Sachen auf dem Kopf über den Fluß, laden sie drüben wieder auf und schaffen sie so nach der Missionsstation.

Doch wozu diese Umständlichkeit? Antwort: Wegen der sogenannten Beidenpest. Der große Keisfluß ist nämlich, seit dem in Natal und den angrenzenden Gebieten die Beidenpest oder das Ostküstenfieber unter dem Viehstand so schrecklich aufgeräumt hat, polizeilich gesperrt. Auf unserer eigenen Farm sind 3. B. acht Polizisten, vier

weiße und vier schwarze, die Tag und Nacht mit peinlichster Sorgfalt darüber wachen müssen, daß kein Kind von einem Ufer des Flusses ans andere komme. Weder darf eines von Transkei zu uns herüber, noch umgekehrt eines der unserigen nach dort. Sollte es aber dennoch geschehen, so kann der Eigentümer des Viehes bis zu 50 Pfund Sterling oder 1000 Mark bestraft werden, selbst wenn gar keine persönliche Schuld vorliegt.

Nun bereitet uns diese polizeiliche Maßregel nicht geringen Trubel. Das hiesige Vieh ist nämlich gewohnt, bei niedrigem Wasserstand oft über den Fluß zu gehen. Die Tiere haben hier ihre Tränke, finden im Wasser wohlthuende Kühlung und schreiten und schwimmen nur allzugerne hinüber auf die von der anderen Seite windenden Weidegründe. Früher hatte das wenig zu sagen; anders jetzt, da die exorbitante Strafe darauf liegt. Bis jetzt sind uns selbst schon zwei dieser unangenehmen Fälle passiert.

Am einem Sonntag nämlich, da alles Volk beim Gottesdienst in der Kirche versammelt war, überschritt einer unserer Ochsen ganz gegenwärtig den Fluß. Die Folgen zeigten sich bald. Der Fall wurde von einem Sergenten zu Protokoll genommen und beim Magistrat in Polo zur Anzeige gebracht. P. Superior wurde zur Verantwortung vor Gericht geladen. Es war für ihn kein Vergnügen, auf den rauen Wegen den achttündigen Ritt zu machen. Doch lief an Ort und Stelle die Sache noch verhältnismäßig gelind ab. Die Herren bei Gericht konnten nämlich über Sinn und Bedeutung eines bestimmten Gesetzesparagraphen selbst nicht einig werden, und somit wurde unser P. Superior mit dem Bedeuten entlassen, nach vier Wochen wieder zu kommen. Was dann geschehen wird, wissen wir zur Stunde noch nicht, doch wurde uns von vertrauter Seite eine Andeutung gemacht, man wolle für diesesmal noch Milde walten lassen.

Beim zweiten Fall verhielt sich die Sache so: Während der Nacht verließ eine Kuh den gut umzäunten Viehtrakt, d. h. sie sprang einfach über die Umzäunung hinüber und eilte dem zwei englische Meilen davon entfernten Flusse zu. Sie ging sofort ins Wasser; ob sie jedoch bis zum jenseitigen Ufer vordrang, konnte nicht festgestellt werden. Ein schwarzer Polizist erappte sie auf freier Tat, und brachte sie durch einen kräftigen Pfiff wieder an's Ufer zurück. Er trieb sie mitten in der Nacht hieher zur Missionsstation und schlug Alarm; da er jedoch nicht sicher bezeugen konnte, ob die Kuh das jenseitige Ufer erreicht habe oder nicht — er hatte sie bloß im Wasser plätschern hören — enthielt er sich der Anzeige. Noch mehr: er erklärte, sein Amt niederlegen zu wollen, weil er es nicht über's Herz bringen könne, unsere Leute unglücklich zu machen und um all ihr Hab und Gut zu bringen.

Das ist nun alles schön und gut, doch geholfen ist uns damit noch lange nicht. Seine Stelle wird einfach ein anderer Polizist einnehmen, und es bleibt sehr fraglich, ob dieser ebenso generös handeln wird, wie sein Vorgänger. Ferner, die Gefahr bleibt, wenigstens solange der Wasserstand des Keisflusses kein allzu hoher ist. Jeden Augenblick kann sich da der Fall ereignen, daß ein Kind den Fluß überschreitet. Denn alles Vieh weidet hier im Freien; nur nachts wird es in die primitiven Ställe getrieben. Wohl ist ein Hirte dabei, allein wären es ihrer auch zwei und drei, so bietet das noch keine sichere Garantie, daß nicht gewisse gehörnte „Vagabunden“ heimlich die Herde verlassen und der gestrengen Polizei zum Hohn und unserem Geldbeutel zum Schaden den

Fluß passieren. Muß man dann noch mit solch nächtlichen „Ausflügen“ rechnen, wie dem oben angedeuteten, so würde man schließlich keine ruhige Nacht mehr haben.

Nun schließlich wird auch diese Wolke an unserm Missionshimmel wieder vorübergehen; dauernde Tatsache aber wird bleiben, daß der große Keisfluß für eine gedeihliche Missionierung der im Transkei wohnenden Eingeborenen ein bedeutendes Hindernis bildet.



Schulmädchen in Zigudu (Keilands).

Incupe.

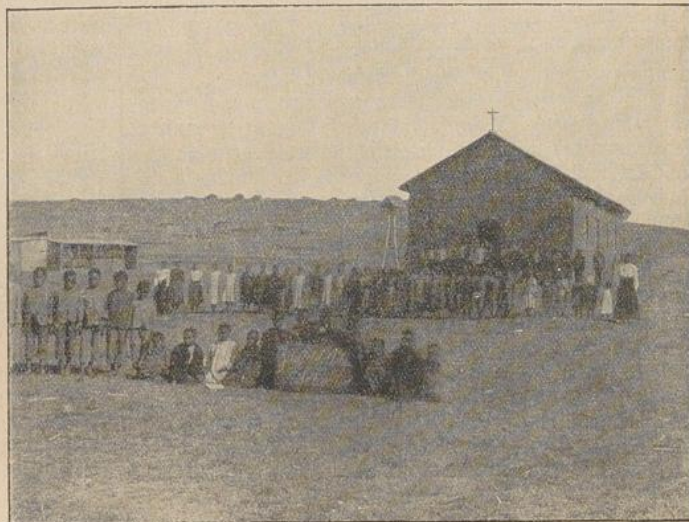
Das Wort „incupe“, für das wir im Deutschen kein gleichbedeutendes haben, erfüllt jedes Kaffernherz mit Freude und Entzücken, kann man doch dabei Fleisch essen und Bier trinken nach Belieben. Diese Feier, die man auch das „Fest der ersten Früchte“ nennen könnte, wirft schon mehrere Tage zuvor ihre Schatten, denn in allen umliegenden Kaffernkraals werden die umfassendsten Vorbereitungen zur Herstellung des „utshwala“, des beliebten Nationalgetränkes, getroffen.

Als ich einst von unserer Missionsstation Bourdes nach der Katechistenstelle am großen Ibisi ritt, war beim dortigen Häuptling gerade so ein Incupe-Fest. Infolge dessen fanden sich bei der heiligen Messe, welche der Hochw. P. Robert las, nur Christen und Katechumenen ein, aber kein einziger Heide. Diese waren alle zum „Feste“ gegangen. Nach dem Gottesdienste gingen auch wir hin, nicht aus sträflicher Neugierde, — denn was hat ein Ordensbruder und ein Missionär mit einem solchen rein heidnischen Feste zu schaffen? — sondern um zu sehen, ob sich etwa auch einige unserer Neubefehrten dort eingefunden hätten. Zum Glück war das nicht der Fall; kein einziger Katholik war dort. Sie hielten sich alle von der lärmenden Feier zurück, zumal da sie gerade mitten in der hl. Fastenzeit abgehalten wurde.

Verschiedene Geschäftssachen führten mich Tags zuvor zum Kraale des Häuptlings Mlenzana, sodaß ich gewisse Zeremonien des genannten Festes in nächster Nähe beobachten konnte. Ich fand beim Häuptling alle seine Beamten versammelt, wadere, angesehenen Männer, sowie seinen Leibarzt nebst dem Träger der Medizinien. Der schwarze „Doktor“ spielte eine Hauptrolle bei der seltsamen Zeremonie.

Zuerst wurde der Stein, auf dem die Kaffernfrauen den Mais zu mahlen pflegen, fein säuberlich gewaschen. Dann legte der Doktor mehrere geheimnisvolle Kräuter darauf und zerrieb sie mit einem zweiten kleineren Steine; andere nahm er in den Mund und zerkaute sie, bis ihm der Schaum aus dem Munde trat. Dann nahm er in sitzender Stellung eine Ukamba (einen großen kaffrischen Bierkrug) in beide Hände und blies, die Ukamba beständig zwischen den beiden Händen drehend, die zerkaute Wurzeln und Heilkräuter darauf. Hierauf stellte er das Gefäß auf den Boden, goß Wasser hinein, vermischte damit die auf dem Mahlstein zerriebenen Wurzeln und rührte den Brei mit einem Stöckchen tüchtig um, bis die Mischung gewaltig schäumte.

Als dies geschehen war, legte der Häuptling seine Kleider bis auf die umutsha oder Leibbinde, die er aus Rücksicht auf uns europäische Gäste anbehielt, ab und begab sich in Begleitung des Doktors, der Beamten und des ganzen versammelten Volkes zur isibaya oder dem Viehkraal, wo er sich einer Zeremonienwäsche unterwerfen mußte. Während dies geschah, trieben mit Ringen und Glasperlen und sonstigem heidnischen Schmuck hochaufgeputzte Mädchen und Burschen das Vieh der einzelnen Familien zum Königskraal. Alles Vieh wurde vor der Hütte des „Großweibes“ zusammengetrieben, worauf die Burschen und Männer etwa eine Viertelstunde lang mit Schilden und Speeren um dasselbe herumtanzten. Es geschah das zu Ehren der Amashlozi oder Geister der Vorfahren, um ihnen für



Die Schule von Zigudu.

den bisher gewährten Segen und Schutz zu danken. Bei dem Gesang, den sie hiebei ausführten, tönte immer wieder und wieder der Refrain: „Eshe — Eshe, ipi indhlela“, und wer die tollsten Sprünge und Grimassen machte, war der Held des Tages.

Alles dies findet schon am Vorabend des eigentlichen Festtages statt. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang laut der Häuptling die erwähnten Kräuter und bläst den Schaum nach allen vier Himmelsrichtungen aus. Dann steigt die ganze Männerwelt in voller Ausrüstung zu Pferd und eilt zum nächsten Bache oder Fluß, um dort ein Bad zu nehmen. Der Schweiß und Schmutz soll abwärts treiben zu den feindlichen Nachbarstämmen. Dann wird Stunde um Stunde bis in die tiefe Nacht hinein gegessen und getrunken, getanzt, gespielt und gesungen.

Die besten Geschäfte machen, bei diesen Festen die Krämerläden; denn jede Frau erhält von ihrem Manne, und jede Braut von ihrem Liebhaber folgende Geschenke: einen Regenschirm, ein langes wollenes Halstuch, Pulswärmer, rote und grüne Kopftücher und drei bis vier Meter gestreiften leichten Baumwollstoff, den sie umhängen und am Boden nachschleppen lassen, während sie unter tollen Sprüngen beständig singen: „Hele—Hele—Hele!“

Am Abend gehts dann zu Pferd wieder heim. Oft sitzen zwei auf einem Köhlein, vorn der Mann, hinten das Weib. Daß bei solchen echt heidnischen Festen auch viel Verkehrtes mitunterläuft, versteht sich von selbst, weshalb es der Missionär als heilige Pflicht ansieht, alle Christen und Katechumenen davon ferne zu halten. Nicht mit Unrecht nennt man dieses Fest die „Hochzeit des Teufels.“

Aus Monte-Cassino,

unserer Missionsstation in Rhodesia, schreibt Bruder Leopold unterm 10. Oktober v. J. folgendermaßen:

„Wir haben bekanntlich dahier nur eine spärliche einheimische Bevölkerung, hoffen jedoch, daß sich dieser Umstand innerhalb weniger Jahre wesentlich bessern wird. Eine gewisse Zahl junger Eheleute haben wir schon auf unserer Farm, und jüngst, am 5. Sept. 1910, wurden abermals zwei christliche Brautpaare getraut. Auch sonst nimmt das Missionswerk seinen beharrlichen Fortgang; so wurden am genannten Tage 27 Schulknaben und 12 Arbeiter ins Katechumenat aufgenommen, und in Bälde werden andere folgen.“

Die Hochzeit, die ich soeben erwähnte, nahm einen recht würdigen Verlauf. Natürlich hatten unsere Schwestern die beiden Bräute tüchtig herausgeputzt; die auswärtigen Kirchenbesucher fanden sie wunderschön. Nach der Trauung wanderte alles zum Christendorfe hinaus, wo man einige Vorbereitungen zu einem Hochzeitschmause getroffen hatte. Es ging aber recht einfach und bescheiden her: ein kleines Quantum Bier, etwas Kupoko, ein dicker Brei aus Hirse und Reis, und eine Ziege, die spezielle Spende der beiden Brautpaare, war alles, was geboten wurde. In einer Viertelstunde war alles Gßbare vertilgt und nach einem Stündchen alles Trinkbare. Messer, Gabeln, Löffel und Teller sind hier ganz überflüssige Gegenstände. Und dennoch war alles zufrieden und recht vergnügt; stiller Friede lagerte über der ganzen Versammlung, und nach kurzer Frist kehrten wieder alle in die heimatlichen Kraals zurück.

Eine neue Katechesenstelle bei „St. Michael“.

§.— Aus einem Senfkörnlein wird nach und nach ein schattenreicher Baum; so verspricht es auch am Pambanyoni-Flüßchen bei „St. Michael“ zu werden. Womit Romane schließen, begann die dortige Mission: mit einer Heirat.

Ein gewisser Jakob vermählte sich mit einem braven katholischen Mädchen, Namens Anna-Maria, und schlug sein Heim drei Stunden von St. Michael entfernt in einer der Hütten seines Vaters auf. Dies geschah am 21. September 1909. Bis dahin waren alle seine Verwandten noch Heiden, mit Ausnahme seines Bruders, der dem Namen nach der englischen Hochkirche angehörte. Doch es sollte bald anders kommen.

Anna-Maria, Jakobs geistig geweckte Frau, welche in der Missionschule in St. Michael einen guten Unterricht erhalten hatte, fing an, die Kinder und Frauen ihrer Verwandtschaft im Gebet und Katechismus zu unterrichten. Kurz darauf siedelte sich ein zweites katholisches Ehepaar in der Nähe an, und ein halbes Stündchen diesseits des Pambanyoni, im elterlichen Heim Anna-Mariens, befanden sich schon 7 getaufte Personen nebst mehreren Katechumenen. Alles dies drängte den Missionär von St. Michael, den Hochw. P. Erasmus Hörner, zum Entschluß, am Pambanyoni eine neue Katechesenstelle zu errichten und zeitweilig die heilige Messe daselbst zu lesen. Nach einigen Schwierigkeiten, welche ein paar übelgesinnte Heiden wegen der Ueberlassung einer eigenen Hütte erhoben, kam man schließlich doch ans Ziel. Jakob zog nämlich in die Hütte seiner Mutter, und überließ die von ihm bisher bewohnte Hütte seines Vaters dem ausschließlichen Gebrauche des Missionärs für Gottesdienst und Katechese. Am 27. April 1910 wurde die erste heilige Messe darin gelesen und seitdem pflegt der Missionär jeden Monat einmal die heiligen Geheimnisse dort zu feiern. Bis heute (20. Oktober 1910) ist die kleine Gemeinde auf zwei Ehepaare, weitere 8 Christen und 20 bekleidete Katechumenen angewachsen, während ein Häufchen Heiden wenigstens zeitweilig bei der Katechese und der heiligen Messe sich einfindet.

Die alte, rauchgeschwärzte Hütte, die nun als Notkapelle dienen muß, sollte gleich beim ersten Gottesdienste der Schauplatz eines merkwürdigen Vorfalls werden. Die Sache verhält sich, wie mir P. Erasmus selbst erzählte, so: Maetshwana, die etwa 72jährige heidnische Mutter Jakobs, wohnte am genannten 27. April 1910 der heiligen Messe bei. Es war das erste Mal, daß sie an einem katholischen Gottesdienste teilnahm, und sie tat es, gleich anderen Heiden, aus bloßer Neugierde, ohne eine Ahnung zu haben vom Wesen und der Bedeutung des heiligen Messopfers. Dennoch war sie seitdem wie umgewandelt; sie ist nun christlich gekleidet und wohnt regelmäßig der heiligen Messe und Katechese bei. Wie kommt das, da doch sonst alte Leute, es sei denn auf dem Sterbebette, nur schwer zur Annahme des Christentums zu bewegen sind? Hören wir, was sie ihrer Umgebung erzählte:

„Als ich das erstemal der heiligen Messe beizuohnte, erhob der Umsundisi (Priester) bei der heiligen Wandlung ein wunderschönes, weißes Kind und legte es wieder nieder. Dasselbe sah ich bei der vierten heiligen Messe, die ich hörte, am 17. August.“

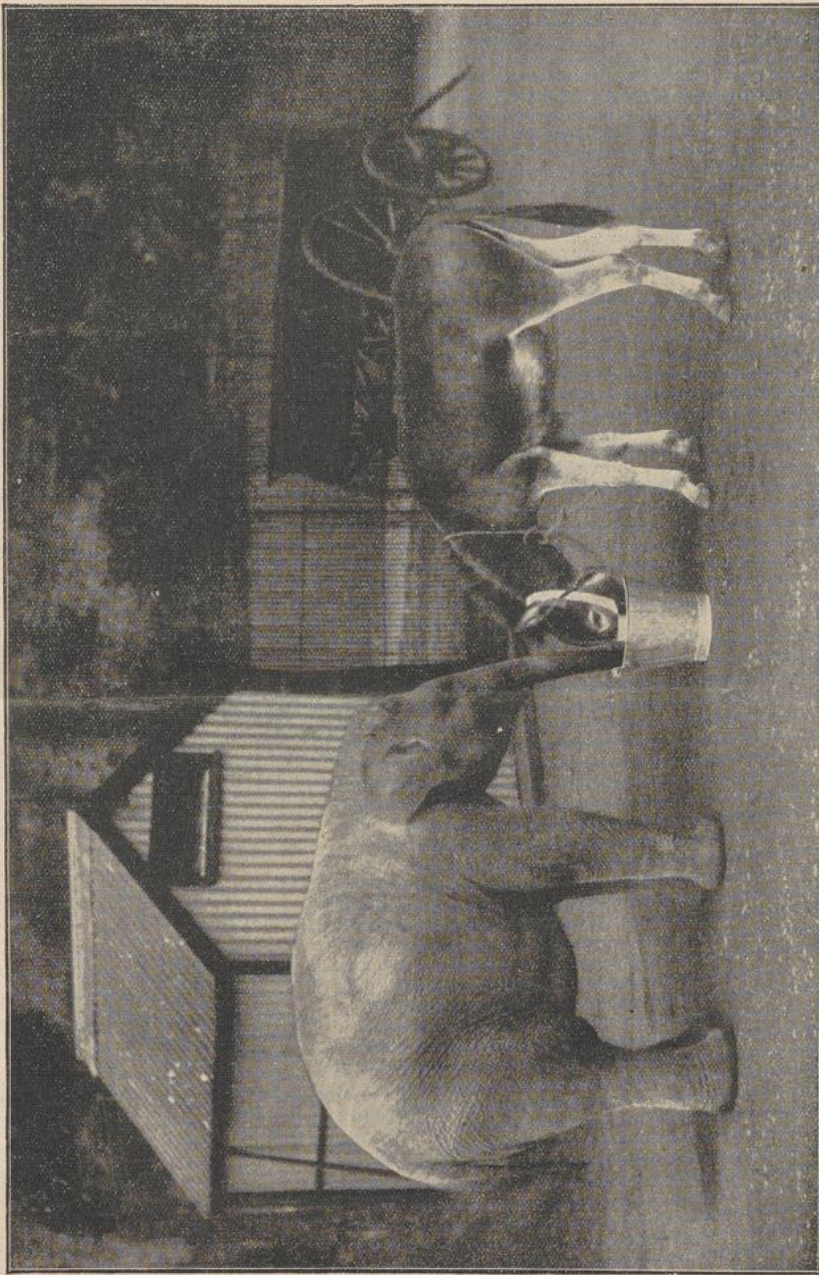
Natürlich erhob sich über diese Aussage ein großer Disput; denn auch unter den Schwarzen gibt es ungläubige Zweifler, die alles, was über die täglichen Vor-

kommissie hinausgeht, für leere Einbildung und töricht-ten Aberglauben ansehn, ähnlich wie ihre weißen Ge-nossen, die da sofort mit den alten Schlagwörtern „Ammenmärchen, Köhlerglaube“ usw. bei der Hand sind. Doch das alte Mütterchen ließ sich durch nichts irre machen, sondern blieb ruhig bei seiner Behaup-tung: „So habe ich es gesehen und nichts an-ders.“ Alle Versuche, es ihr auszureden, waren vergeblich.

Die Sache kam auch zu Ohren des Missio-nars. Es stieg in ihm die Vermutung auf, das Weibchen möchte viel-leicht von einem Wun-der aus alter Zeit ge-hört haben und hätte sich dann in der Auf-regung eingebildet, hier etwas Ähnliches zu sehen . . . Auf alle Fälle wollte er der Sache auf den Grund kommen und beschloß daher, die Frau einem eingehenden Ver-höre zu unterwerfen. Das Ergebnis war: die alte Frau hatte absolut keine Kenntnis davon, daß jemals irgendwo auf der Welt ein solcher oder ähnlicher Fall vor-gekommen war. Kein Umstand ließ sich aus-findig machen, der ir-gendwie ihre Einbil-dungskraft hätte be-einflussen können. Im Gegenteil, die Sache kam ihr ganz unerwartet. Sie erzählte.

„Au, ngambona umnt-wana ka Nkulunkulu! O, ich sah das Kind Gottes! Der Umtun-dist erhob ein wunder-schönes Kind, ein weißes (europäisches) Kind und legte es wieder nieder. Ich sah es bei der ersten und vierten hei-ligen Messe; die an-deren Male sah ich es nicht. Auch heute sah ich gar nichts, weil ich hinter den anderen saß und nicht nach vorne sehen konnte. Das Kind war wunderschön, weiß wie ihr abelungu (Europäer) und hatte eine schöne Farbe, wie ein lebendiges abelungu-Kind (njeng' omntwana ozwayo wabelungu wakini.) Priester und Kind schauten einander an. Weil aber das Aufstehen und Niederlegen so schnell ging, konnte ich hauptsächlich nur das wunderschöne Kindergesicht sehen. Das Kindchen war weiß gekleidet, die Füße aber konnte

ich nicht sehen, weil sie unter den Händen des Priesters verborgen waren. O, ich sah das Kind Gottes! Jetzt bin ich froh, mein Herz freut sich immer noch. Ich werde nun alles tun: ich will glauben, lernen, beten und mich taufen lassen!“



Weile Einrichtung.

Wie kommt die heidnische Frau zu dem Ausdruck: „Ich sah das Kind Gottes“? — Der Heide braucht zu-weißen diese Redewendung, wenn er von einem Menschen spricht, den er sehr hochachtet. Er kann in solchem Falle sogar sagen: „Ung'uNkulunkulu wami!“ (Du bist mein Gott.)

Die Frau war während des Verhörs ruhig und ge-sezt und gar nicht aufdringlich; im Gegenteil, man

konnte sie nur mit Mühe zum Reden bringen und beantwortete nur knapp die Fragen, die an sie gestellt wurden. Ein paarmal stand sie sogar auf, um wegzugehen, denn das Ausgefragtwerden schien ihr lästig zu sein. Daß die alte Frau absichtlich etwas Erdichtetes gesagt haben sollte, ist absolut ausgeschlossen. Ob irgendeine Selbsttäuschung vorliegen kann, ist schwer zu sagen. Solche Erzählungen sind keine Glaubensartikel, und jeder kann sich dazu stellen, wie er will.

Wir sagen nur eines: Derselbe Gott, der einst als demütiges Kind in den Stall zu Bethlehem herabstieg, würdigt sich auch auf die Worte eines katholischen Priesters während der heiligen Messe in die Hütte eines armen Kaffern herabzusteigen. Gottes Wege sind wunderbar, und Er, der die ewige Liebe ist, kann auch ein altes Kaffernmütterchen begnadigen wann und wie er will. Und warum sollte heutzutage in einem heidnischen Lande, das dem Christentum eröffnet werden soll, nicht das wieder geschehen können, was in alter Zeit nach dem einstimmigen Urteile erprobter und durchaus glaubwürdiger Männer schon wiederholt vorgekommen ist? Doch, solange die Kirche nicht gesprochen hat, maßen auch wir uns kein definitives Urteil an.

Zum Schluß sei noch auf einen andern Gedanken hingewiesen: Das alte Mütterchen nahm ihren Sohn und dessen junge Frau in die eigene Hütte auf, damit die Hütte ihres Sohnes frei würde für die Erteilung des christlichen Unterrichtes und die Feier der heiligen Messe. Das war für sie jedenfalls ein bedeutendes Opfer, und der Herr hatte es ihr anscheinend mit einer großen Gnade belohnt. Nun ist aber eine alte, bienenkorbbartige Strohütte, in die man auf allen Vieren hineinkriechen muß, noch keine würdige Stätte fürs heilige Messopfer. Findet sich unter den Lesern des *Vergil* nicht eine edle, hochherzige Seele, die bereit ist, die nötigen Mittel zu spenden, um in der Nähe des *Rambanioni* eine Schule zu erbauen und eine würdige Kapelle? Welch ein Gottessegen würde auf solch einem Werke ruhen!

Wir könnten noch über manch' andere Katechesenstelle bei St. Michael, wo auch zeitweilig die heilige Messe gelesen wird, berichten. Es sind im ganzen fünf Plätze, die mit der Zeit eigene Missionszentren bilden sollen mit Unterricht, heiliger Messe und Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sakramente. Diese Plätze in einer dichtbevölkerten Kaffernlokalität, in hochromantischer Gebirgsgegend gelegen, sind je zwei bis drei Stunden von einander entfernt. Die Arbeit in dieser steinigten und zerklüfteten Gegend ist für einen allein stehenden Missionär viel zu groß, deshalb wiederholen wir immer wieder den Ruf nach eifrigen Mitarbeitern im Weinberge des Herrn. Die erste Ausfaat ist geschehen, und, wenn nicht alles trügt, winkt uns eine reichliche Ernte.

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Diegner, R. M. M.

Emaus, 12. Dezember 1909. — Gestern kam ein schlecht gekleideter Kaffer hieher. Auf dem Kopfe saß ihm ein alter Filzhut, und am Leibe hatte er nichts als einen langen, abgetragenen Kittel; dagegen verfügte er über einen kräftigen Stock aus Seekuhhaut, der ihm als Reitpeitsche diente.

Auf die Frage, was er hier wolle, erwiderte er: „Unkulunkulu (Gott) hat mein Weib geschlagen und am

ganzen Leibe verbrannt; komm', gib mir eine umuti, Arznei.“ Ich verstand ihn sofort; er wollte sagen, seine Frau sei vom *Blitz* getroffen worden und ich möchte ihr nun helfen. „Ist deine Wohnung weit von hier?“ — „Nun, nicht allzu weit; ich wohne da drüben über den Bergen.“ — „Heute habe ich keine Zeit mit dir zu gehen; nächsten Montag aber will ich kommen, wenn du mir einen verlässigen Führer schickst, der mir den Weg zeigt.“ Er war damit zufrieden, nahm die Arznei, die ich ihm zum Einreiben der Brandwunden gab und versprach mir, am kommenden Montag den Bruder seiner kranken Frau als Begleiter und Wegweiser zu schicken.

Dieser traf am genannten Tage richtig hier ein, und somit machten wir uns schon um 7 Uhr früh auf den Weg. Ich nahm nichts mit als eine zweite Flasche Medizin für die Brandwunde, denn mein Führer versicherte, es seien bloß ein paar Stündchen zu reiten. So ritten wir nun über Berg und Tal, über Schluchten, Pfützen und Bäche, bergauf und bergab, über Stock und Stein auf schmalen, rauen Kaffernpfaden, und der Weg wollte kein Ende nehmen, obgleich die Sonne inzwischen den Zenit überschritten hatte.

Tief in einer Schlucht fanden wir einen Haufen Kaffernweiber, die mit ihren kreischenden Stimmen einen wahren Höllenspektakel aufführten und dabei tanzten und in die Hände klatschten, daß unsere Pferde scheuten und wir stramm die Zügel halten mußten, daß sie uns nicht durchgingen. Was bezweckte denn der ganze Lärm? Sie feierten ein Fest zu Ehren eines Mädchens, das die Zeit seiner Pubertät erlangt hatte und mit glatt geschorenem Kopf zwischen ihnen auf dem Boden saß. Wir geboten ihnen Ruhe, um mit unseren scheuen Pferden über den breiten Bach zu kommen, der hier vorüberfloß.

Auf der anderen Seite kamen wir zur Hütte eines Kaffern doktors. Er hatte bloß eine umutsha (Leibbinde) und ein altes, schmutziges Hemd an, kam uns aber freundlich entgegen und zeigte uns nicht ohne Selbstbewußtsein einen tief in die Erde versenkten Stein. Er hatte ihn aus dem nahen Bache geholt und hier eingesenkt, damit er ihm als *Blitzableiter* diene. Ich schabte mit meinem Messer etwas an dem pechschwarzen Steine, der aber weich wie Kreide war. Es schien mir Graphit zu sein. Im übrigen ließ ich den Doktor auf meinem Glauben, denn es wäre vergebliche Liebesmühe, ihm begreiflich machen zu wollen, daß dieser Stein kein ausgezeichnete *Blitzableiter* sei. Neben dem Kaffern doktor saß ein Mann, den ich für einen halben Hottentotten hielt. Er hatte eine blaße, aschgraue Gesichtsfarbe und so häßliche Gesichtszüge, daß sie geradezu abschreckend wirkten.

Wir ritten weiter und kamen auf einem langen, schmalen Fußpfad, der ganz mit Steingeröll überdeckt war und daher unsere Pferde ungemein ermüdete, auf einen hohen Berg mit prächtiger Aussicht. Es war eine harte Tour; doch endlich, nachdem wir noch ein halbes Stündchen auf allerlei Schlangenpfaden bergauf und bergab geritten waren, befanden wir uns vor dem Kraale, in dem das vom *Blitz* getroffene Weib lag.

Die hier wohnenden Kaffern waren fast alle Protestanten (Wesleyaner); die Gegend war eine Locatiön, das heißt Land und Boden war den Schwarzen von der englischen Regierung reserviert. Der Häuptling, ebenfalls ein Wesleyaner, wohnte in nächster Nähe. Sein Haus war nach europäischer Art quadratförmig erbaut,

besaß eine Veranda und war von drei Seiten mit einem schattigen Battelwäldchen umgeben.

Die Kranke selbst fanden wir in einem erbarmungswürdigen Zustande. Mich wunderte nur, daß sie vom Blüßtrahl nicht ganz getötet worden war, denn ihre ganze Rückseite bis zu den Knien herab, war eine einzige Wunde. Man hatte sie in eine schwere, langhaarige Wolldecke eingewickelt, was das Leiden natürlich nur vermehren konnte. Ich überreichte den Leuten meine Medizin, sagte ihnen, wie sie dieselbe verwenden sollten und rief ihnen, statt der heißen, schweren Wolldecken im Laden einige Meter leichten Baumwollstoffes zu kaufen, um die Kranke damit zuzudecken.

Sie versprachen alles getreulich zu tun; da sie jedoch von der Behandlung solcher Wunden keine blasse Idee haben, legten sie die Kranke eines Tages auf einen Schlitten und brachten sie, sechs Mann hoch, hieher nach Emaus. Was die Frau auf dem langen weiten Weg, in solch primitiven Behältnissen haben mag, kann man sich denken!

Sie kam übrigens lebend hier an und wurde von unserer Schwester Anastasia sogleich in liebevolle Pflege genommen. Ihr Zustand bessert sich von Tag zu Tag, so daß gegründete Aussicht vorhanden ist, sie werde in 14 Tagen den Rückweg in den heimatischen Kraal antreten können. Soviel vermag eine sorgsame, rationelle Kur; daheim in dem rauchigen Kraal und bei der verkehrten Behandlung wäre die arme Frau ihren Brandwunden sicherlich erlegen.

Nur allzu gerne hätten wir ihr auch geistiger Weise geholfen, doch da war nicht viel zu wollen. Sie war Protestantin und die zweite Frau ihres noch heidnischen Mannes; so lange sie aber von ihm nicht dauernd getrennt ist, kann natürlich von der Aufnahme in die katholische Kirche keine Rede sein. Allein auch so glauben wir, daß das gute Werk, das wir an dem armen Geschöpfe getan, zur rechten Zeit seine Früchte tragen werde.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Besonders aber hat mich der hohe Münsterturm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niederschauen sah. War es mir doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke sein muß, wenn ein Riese den Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es die gewöhnlichen Grenzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann.

Ich habe dies aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Turmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen

will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Köln, der von den Meistern als der Beste in allen deutschen Landen geachtet wird; denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelm aber, die ich zu Köln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblick, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlt da wohl, daß der Mensch etwas fein und schaffen kann, was viel herrlicher ist als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit, wo nicht fehlen, doch unsichtbar sein müssen, und wir alle wohl tief heruntergeworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterturmes hätte mich beinahe wieder niederschlagen, denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finstern Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Tälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig geseßen und mich doch nicht so bewegt gefühlt als beim Anblick dieses Turmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin und her bewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Turm anschau mit seinen vielen Türmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander heraus-treiben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so



Der neue Weihbischof von Gnesen
Domherr Klobke.

fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niederfiele und ausriefe: „Herr, dies Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedient; mein ist nichts daran als die Mängel; diese aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe und lasse sie verschwinden im Geheimnis deiner Mäße.“

Keiner aber hat dies wohl erlebt, keiner hat einem solchen Werke seiner Erfindung die Krone aufgesetzt; ganze Geschlechter sind vielmehr von den Baugerüsten herabgestiegen und haben sich zur Ruhe in die Gräber gelegt zu den Füßen des Turmes, der nichts davon weiß und dasteht ernst und steinern, der kein Herz hat und keinen Verstand, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Turm ist und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen, und brauche er keinem Menschen zu danken.

Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gelezes, des Verhältnisses, der Not und Zier mit halzbrechender Kühnheit hinangekommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobfingen, verbunden mit seinem

eigentlichen inneren Tode, sodaß er, der alles durch sein Dasein im tiefsten Herzen rühret, doch gar nichts davon mitempfindet, das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischt. Es ist, als frage er: „Was bin ich und warum bin ich, und was ist es, das dich also rühret an mir?“ Was können wir ihm aber anderes antworten, als: „Die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt uns an, zu bauen und zu schaffen bis über das Leben hinaus; denn wir waren unsterblich und vollkommen,

kann der Mensch allein, und alles Bewunderung Erregende ist ein Votum Gottes, der uns mahnet an das Licht, das wir verloren und das uns wieder verheißt ist durch Christi Blut, so wir uns dessen theilhaftig machen. Also ist mir auch immer meine Drangsal erschienen als eine Sehnsucht nach einem besseren Leben, und alle meine bitteren Stunden waren nur die kalten, stürmenden Wintertage, denen der leibliche Frühling folget mit Blumen und Gesang, so ich guten Samen säe und meine Seele fülle mit dem Lobe Gottes.

In solchen Betrachtungen wollte ich nieder nach dem Sommerhäuslein gehen, sah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefsinnig mit gefalteten Händen unter einem Baume im Sonnenschein sitzen und getraute mich nicht, an ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht störe. Ich stellte mich darum in seiner Nähe bescheidenlich an die Laubwand und nahm mein Barett in die Hände, erwartend, ob er seine Augen vielleicht nach mir wenden möge.

Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, denn es dunkelte schon, da er mich am Wege barmherzig zu sich nahm. Haupt- und Barthaar waren schneeweiß, und es mochten wohl viele Sorgen über ihn hingegangen sein. Ich erinnerte mich nicht, jemals einen so frommen alten Ritter gesehen zu haben, der mit seinem ernstern und milden Antlitz ein solches Vertrauen in mein Herz senkte. „Gott gebe, daß ich also in Ehren grau werden möge!“ dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Böglein, die über ihm im Baume so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach ihm hingesehen hatte, wendete er die Augen zufällig nach dem Orte, wo ich stand, und er redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie ist dir, Johannes, daß du so stille dastehst?“ Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht stören, Herr, Ihr scheint mir in schweren Gedanken.“

Der Ritter aber sprach hierauf: „Johannes, wie gefällt Dir Deine neue Heimat? Bist Du zufrieden bei mir?“

Da sagte ich: „Herr, sollte ich nicht froh sein? Da ich nun weiß, wo schlafen und wo Brot finden und wem dienen um des Herrn willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimat gefällt mir wohl; Gott gebe, daß auch ich ihr wohlgefalle und ihrer würdig werde.“ — Da lächelte der Ritter und sprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernst sind, so werden wir gute Gefellen sein, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willst du tun, mir wohlzugefallen, was willst du mir geben, da du nichts hast?“

Hierauf erwiderte ich: „Herr, ich bleibe Euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann Euch kein Wams geben für das Wams, das ich durch Eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn vor ihm schenke ich Euch mein Herz!“



Ein Riesen-Geisir auf deutschem Boden.
(Der Ramedy-Sprudel bei Andernach am Rhein.)

und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde. Du, Turm, aber stehe als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziele. So stehe denn als ein Träger unserer Mühe und unserer Buße zu Ehren unseres Heilands und Seligmachers Jesus Christus, der uns erlöst hat durch sein bitteres Leiden und Sterben! Amen.“

Also gedachte ich in mir, und wenngleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen — wie selbst in den harten Felsen — eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen atmet und fühlet, im Frühling sich mit ihm freuet und im Winter mit ihm trauert, so konnte ich doch meine Augen nicht von dem Turm wenden. Der Sinn des Menschen strebt immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüssel des Himmels. Denn bewundern

Da versetzte der Ritter scherzhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, so bezieht ich doch das Wams zu gute; wie dann Johannes?“

Worauf ich entgegnete: „Herr, Ihr rechnet so streng, als wolltet Ihr mich versuchen in Gegenrechnung, und so muß ich dann schon sagen, daß mein Herz gewiß nicht Wert hat gegen das Eure, welches geprüft ist durch lange Jahre, während das meinige arm ist und ohne Verdienst; ja, da ihm alles Gute, was er gewollt hat, nicht zugute kommt, weil es keinen Wert hat, den es Euch mit sich geben könnte, denn der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilandes kann nicht mit dem Herzen verschenkt werden, und doch vermag dieser Glaube allein ein Herz zu beseligen und glücklich zu machen. So nehmt es denn hin, wie es ist, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich Euch genießen lassen will, und die Ihr mir nicht so leicht einholen sollet; denn sie ist rasch und fliehet davon; auch werdet Ihr sie mit allem Ernste nicht leicht verdrängen mögen, denn sie ist lieblich und lustig anzuschauen, und könnte ich sie Euch wirklich zu eigen geben, so würdet Ihr sie nicht gerne wieder lassen, eine also gute Gefellin ist sie.“

Mein Herr, der sehr ernst geworden war, sagte hierauf, traurig vor sich niedersehend: „Und was ist das für ein Kleinod, Johannes, mit dem Du so prahlest?“

Da erwiderte ich: „Herr, es ist meine Jugend, deren will ich Euch genießen lassen, wie ich kann! Damit Ihr Euer Alter vergeßet bei mir, will ich Euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken!“

Aber, was ich da zuletzt gesprochen hatte, war wohl töricht und ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward nun sehr stille und ernst; weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, so glaubte ich. Da redete ich ihn schüchtern an: „Herr, ich habe Euch mit törichten Worten erzürnet.“

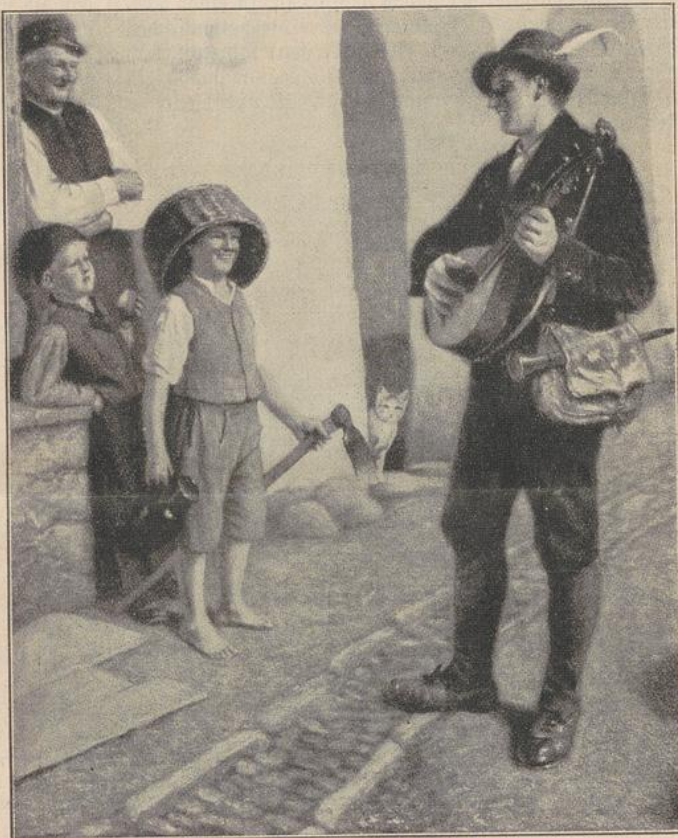
Er aber sprach: „Das hast du nicht getan, Johannes; du hast die Wahrheit gesprochen, aber mir ist schwerer auf's Herz gefallen, was mir lange schon darauf liegt, mein Unwert. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Mut mir wohl diese Last von der Brust nehmen wird. Aber das mag wohl nicht sein. Hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, von der lieben Sonne beschienen und angesungen von den unschuldigen Vögelein, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich selber ewig Gottes Schuldner bleibe.“

Seze dich zu mir, Johannes, und sage mir treulich, wie du zur Armut gekommen bist im guten, und wie es sich mit dir begeben, bis ich dich gestern an der Eiche gefunden habe im Bloßheimer Wald, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin.“

(Fortsetzung folgt)

Die Geburtsstätte des Missionshauses St. Paul, Post Walbeck, Rheinland.

Den beständigen fleißigen Lesern des „Vergißmeinnichts“ wird es erinnerlich sein, daß ich als Procurator der Mariannhiller Mission die Aufgabe hatte, ein Missionshaus für die Zwecke unserer afrikanischen Mission ins Leben zu rufen. Schon glaubte ich, den geeigneten Platz dafür in jenem Winkel Hollands gefunden zu haben, wo dieses Ländchen mit den deutschen Provinzen Westfalen und Hannover zusammenstößt. Eine der Kultur noch harrende Heideparzelle hatte ich mir in beschei-

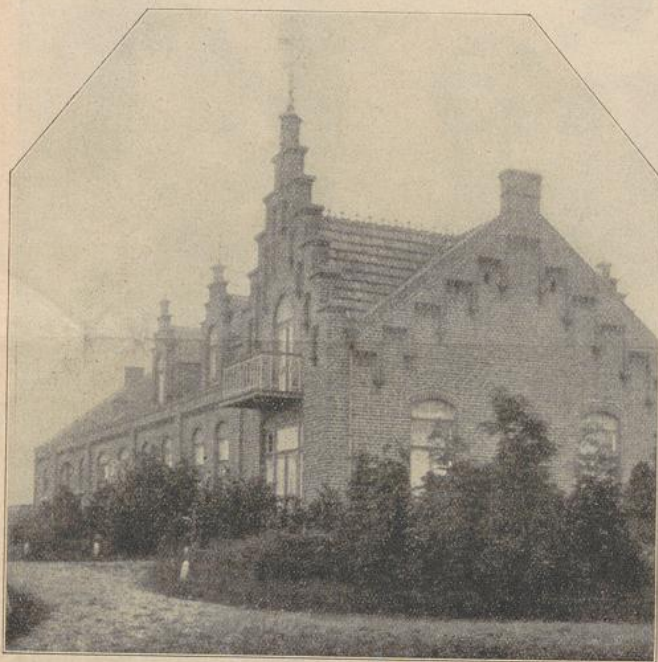


Aufmerksame Zuhörer.

denem Sinne als rauhes Wiegenbett einer großen Anstalt gedacht, die dort in kommenden Jahren die Aufgabe lösen sollte, entfernt vom Geräusch der Welt, viele jungen Leute für die Befehrung der Schwarzen Afrikas, für diesen schweren Beruf heranzubilden. Allein der liebe Gott hat es anders gefügt, St. Paul sollte in einem anderen Teile Hollands ins Leben treten, eine bessere Wiege bekommen.

Als ich im Dezember 1910 nach dem Westen reiste, unter anderem auch zu dem Zwecke, den Ankauf der vorhin erwähnten Heidefläche notariell abzuschließen, wurde ich von diesem Reiseziele abgelenkt. Ein unserer Mission freundlich gesinnter holländischer Bahnarzt, der früher in Würzburg studierte, veranlaßte mich, zunächst ein um billiges Geld käufliches Schloß einer ledigen Gräfin anzuschauen, das mir aber nicht besonders zusagte. Der Herr Doktor mußte geradezu zudringlich werden, als er

mich dann folgenden Tages unverhofft beim Wechsel eines Eisenbahnwagens nochmals traf, um mir wegen Mangel an Zeit die Erlaubnis abzugewinnen, daß noch ein anderer Herr, Eigentümer eines größeren Landgutes, mit dem Angebot desselben an mich herantreten dürfe. Ich empfing denselben am nächsten Tage im Kloster „Heilig Blut“ bei unsern Missionsschwestern. Ueber eine Stunde hörte ich die Lobpreisungen seines Landgutes „Klein Vink“ an, das ich dann am nächstfolgenden Montag in Augenschein zu nehmen versprach. Um 10 Uhr morgens nahm er mich, Absprache gemäß, am Bahnhof Venlo in seinen Wagen, um über die von Napoleon von Amsterdam nach Paris gebaute Chaussee, die ziemlich parallel der Maas geführt ist, in einer Entfernung von zirka 12 Kilometer, durch die holländischen Dörfer Welten und Arcen (sprich Arssen) fahrend, mich in einer guten Stunde mit einer Abbiegung von zirka $\frac{1}{4}$ Kilometer von der Hauptstraße an Ort und Stelle zu bringen.



Geburtsstätte des Missionshauses „St. Paul“.

Und was fand ich da? Was ich mir nicht getraut hatte zu erwarten. Ein hübsches, noch ziemlich neues Pächterhaus, daneben eine geräumige Scheune, vor mir Felder und Wiesen, im Hintergrunde Tannenwald und Heidefeld, kleine Hügel sogar, (hier „Berge“ genannt) und ein klares gesundes Trinkwasser. Jenseits des Waldsaumes liegt die deutsche Grenze. Walbeck heißt der zirka 2500 Einwohner zählende Ort, an der Geldernschen Kreisbahn gelegen, die Revelaer mit Kempen verbindet, in 45 Minuten von dem Pächterhaus zu erreichen. Walbeck hat Post, Telegraph und Telephon.

Der Weg für zollpflichtige Waren würde über Venlo führen oder aber von Straelen (bei Walbeck) aus über die an der Chaussee von Straelen nach dem holländischen Arcen an der Grenze gelegenen Zollstation.

Wohl war das Gut auf 12 Jahre verpachtet, von welcher Frist erst zwei Jahre verstrichen, allein besondere

Familienverhältnisse wegen erklärte sich der Pächter bereit, den Pachtvertrag zu unseren Gunsten bis zum Frühjahr (1. Mai 1911) ablösen zu wollen.

Und der Kaufpreis? War billiger als jene Heideparzelle, die ich hatte kaufen wollen. Dazu konnte ich hier die größere Hälfte der Kaufsumme noch als Hypothek stehen lassen. Die Erlaubnis des zuständigen Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Roermond hatte ich in wenigen Tagen, der Kaufvertrag wurde abgeschlossen und „Klein Vink“ war vom 1. Januar 1911 ab Eigentum der Mariannhiller Mission.

Eine schönere Weihnachtsfreude hätte mir die göttliche Vorsehung nicht bereiten können, als sie es dadurch getan, daß sie meine Schritte nach diesem holländischen Landgut lenkte. Die Frau des Pächters schenkte mir eine Photographie des Wohnhauses, insofern ich in der glücklichen Lage bin, unsere Missionsfreunde mit dieser Geburtsstätte des zu gründenden Missionshauses zu überraschen.

Ich sehe, wie viele sich darüber mit mir freuen und Gott im Himmel dafür danken. Meine Confratres, die Missionäre in Süd-Afrika, unsere guten Missionsbrüder und wackeren Missionschwester werden sich mit mir freuen. Sie spielten bisher die Rolle des betenden Moses, die durch ihr Flehen meine Schritte so zu lenken wußten, daß der gute Gott mich in letzter Stunde das finden ließ, was ich vergeblich seit einem Jahr in Europa gesucht hatte. „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen die Ehre!“

Ich muß nun ernstlich an die Ausstattung dieses neuen Missionshauses denken. Was brauche ich da nicht alles? Ich käme nicht zu Ende, wollte ich es aufzählen. Alles fehlt noch, besonders jede Einrichtung für die Notkapelle. Ich hoffe jedoch zuversichtlich, daß die mächtige Güte Gottes, die unsere Geschichte bisher so befriedigend geleitet hat, uns auch für diese Zwecke wohlthätige Seelen erwecken wird, das zu vollenden, was der Herr sich gewürdigt hat, durch mich anfangen zu lassen.

Geburtstagsgeschenke für „St. Paul“ werden unsere Vertretungen gerne ihrer Bestimmung zuführen. Am 1. Mai d. J. wird die Eröffnung mit 2 Patres und einigen Brüdern stattfinden. Nach diesem Datum werden vorläufig nur Brüder-Postulanten, soweit der Platz reicht, dort Aufnahme finden können. Bis dahin mögen sich solche wegen Aufnahme an den Prokurator nach Würzburg wenden, vom 1. Mai ab aber an den Hochw. P. Superior des Missionshauses St. Paul, Walbeck, Rheinland.

P. Rotter Vorispeil.

Wert der christlichen Mutter.

In der fünften seiner berühmten Predigten über „die großen sozialen Fragen der Gegenwart“ äußerte sich der hochselige Bischof von Ketteler zu Mainz am 19. Dez. 1848: „Die größte Wohlthat, die Gott einem Menschen in der Natur zuwenden kann, ist ohne Zweifel das Geschenk einer wahrhaft christlichen Mutter. Ich sage mit Absicht nicht einer zärtlichen, liebevollen Mutter; denn wenn die Mutter vom Geiste der Welt erfüllt ist, so ist ihre Liebe dem Kinde nicht nützlich, sondern verderblich. Aber eine christliche Mutter ist unter allen Gottesgaben die größte.“

St. Josephsgärtchen.

Die Verehrung des hl. Joseph in der katholischen Kirche.

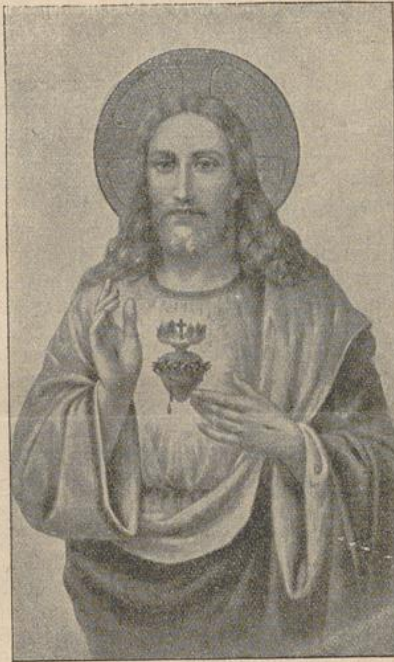
„Du aus Davids Stamm geboren,
Bräutigam der Jungfrau rein;
Jesus hat Dich auserkoren
Ihm an Vaters Statt zu sein.“

In diesen Worten ist die ganze Hoheit, Heiligkeit, Würde und Macht des hl. Joseph ausgedrückt. Als leiblicher Gemahl Mariens und Nährvater Jesu Christi verdient der hl. Joseph die hohen Ehren, die ihm die Kirche zollt. Als der vom ganzen Himmel bevorzugte Heilige verdient er das Vertrauen, das wir auf seine Hilfe setzen. In der Andacht zu diesem großen Heiligen und Schutzpatron ermuntert uns die Kirche, die Stellvertreterin Jesu Christi. „Wir halten es für sehr erspriesslich,“ schrieb Papst Leo XIII. in einer Enzyklika, in welcher er den hl. Joseph zum mächtigen Schutzherrn der Kirche aufstellt, „daß das katholische Volk neben der Allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria auch ihren reinsten Gemahl, den hl. Joseph in ganz besonderer Weise und mit großem Vertrauen anrufe . . . Da Uns so viel daran liegt, daß diese Andacht in den Sitten und Gewohnheiten der Gläubigen tiefe Wurzeln schlage, wollen Wir, daß das katholische Volk auch durch unser Wort und durch Unsere Autorität dazu angetrieben werde.“

Das war die schlichte Mahnung, die am 15. August 1889 der erhabene Priesterkreis von dem Throne des hl. Petrus aus an die Gläubigen des ganzen Erdkreises richtete und die Mahnung daran knüpfte, den Monat März zu Ehren des hl. Joseph in ganz besonderer Weise zu heiligen. Das war es, was er im Augenblick, wo rings umher die Wucht der Stürme das Schiffelein Petri umdrohte, seinen Schutzbefohlenen zurufen zu sollen glaubte, zu einer Zeit, in der, wie er sagt, der Glaube schwindet, die Liebe erkaltet, die Hoffnung der Kirche, die Jugend, planmäßig verderbt, die Kirche selbst mit Gewalt und List bestürmt, das Papsttum bekämpft, an die Grundlagen aller Religion die Frevlerhand gelegt wird.

Es ist nicht von ungefähr, daß in dieser sich überstürzenden, ruhelosen Zeit der maßlosen Selbstsucht, der schrankenlosen Gier nach Genuß, des sich selbst vergötternen Dünkels und der Auflehnung gegen Gott und alle rechtmäßige Autorität das Bild des stillen, arbeitsamen Mannes von Nazareth im Glorienscheine uns vor die Seele geführt wird, des Mannes, welcher unbeachtet und vergessen von der Welt, doch in Wahrheit groß war, weil gerecht in den Augen Gottes; des Mannes, welcher Größe, Glück und Wert des Lebens nur darin gesehen, ganz seine Pflicht zu tun, seinem Schöpfer, Herrn und Gott untertänig zu sein, wie alltätiglich oder wie außerordentlich auch dessen heiliger Wille an ihn herantrat. Gerade darin liegt zumeist die Bedeutung der Andacht zum hl. Joseph für unsere Zeit und für unsere Gesellschaft, daß der Nährvater des Sohnes Gottes, des Allerhöchsten, daß dieser des größten Glückes und der höchsten Ehren gewürdigte Heilige, zu dem die katholische Kirche mit Liebe und Verwunderung emporblickt, ein armer Arbeiter war, der mit seiner Hände Arbeit sich und den Seinigen das farge Brot verdienen mußte; und die Seinigen waren Jesus und Maria, die heiligsten und mächtigsten Personen.

Sein göttlicher Pflegesohn hätte mit einem Wink dem armen Arbeiter Millionen schaffen, für ihn und seine Pflegebefohlenen den denkbar größten und behaglichsten Lebensluxus bieten können, allein der hl. Joseph trug, nach dem Beispiele seines Sohnes, der Knechtsgestalt annahm, obgleich er der Herr aller Dinge war, die Beschwerden seines Standes mit Mut und Ergebung, er war ein Arbeiter, welcher mit dem Wenigen zufrieden war, das ihm gehörte. Das, betont Leo XIII. in der eben angezogenen Enzyklika, müsse den Armen und den Arbeiter aufrichten und beruhigen, indem es sie lehrt,



Das göttliche Herz Jesu.

wie Arbeit, die mit Tugend verbunden, hochgeadelt ist; es müsse sie abhalten von törichtem und verderblichem Anstürmen gegen die bestehende Ordnung, indem es sie lehrt, auf Beispiel und Schutz des hl. Joseph und auf die mütterlich tätige Sorgfalt der Kirche zu vertrauen.
(Fortsetzung folgt.)

Vom Irrsinn befreit.

Dem Sendboten des hl. Joseph schrieb im Jahre 1892 eine Frau aus Böhmen folgendermaßen:

Vor beiläufig fünf Jahren traf mich das Unglück, meinen sonst braven, pflichttreuen Mann geisteskrank zu sehen. Alle ärztliche Kunst und Hilfe, selbst die in der Irrenanstalt zu Prag, blieb ohne den geringsten Erfolg.

In dieser meiner großen Bedrängnis ließ ich meinen Mann als Mitglied Ihres Gebetsvereins der mächtigen Fürbitte des glorreichen Patriarchen Joseph empfehlen. Ich selbst begann eine Novene, flehte, so innig ich nur vermochte, zum großen Heiligen und ließ auch hl. Messen nach der angedeuteten Intention lesen.

Und Gott half! Mein Mann erlangte die Gesundheit vollständig wieder. Dafür sei dem Allerhöchsten Ehre, Ruhm und Preis, dem mächtigen, herzensguten Vater, dem hl. Joseph, aber Lob und Dank und allseitige Verherrlichung auf immer!

B. Niederliska, Böhmen.

Opferleben und Opfertod.

Mittwoch, den 5. Oktober, starb in Gzenstochau eine unserer Missionschwester, die sich viele Jahre hindurch mit solcher Aufopferung dem Dienste der armen Kranken gewidmet, daß das „Vergißmeinnicht“ ihr wohl einen kleinen Nachruf schuldet.

Vor etwa zwei Jahrzehnten lebten bei Tuchel in Westpreußen drei fromme Jungfrauen, die eine große Sehnsucht nach dem Ordensleben hatten. Wenn sie doch nur in ein Kloster eintreten könnten, wünschten sie, wo es auch sei, ob nah oder fern. Als sie einst aus der Kirche traten, sagte die eine von ihnen: „Ich weiß, wohin wir gehen, — nach Afrika!“ Sie hatte nämlich den Mariannhiller Kalender gelesen und alsbald die nach Afrika lockende Stimme der Gnade deutlich in ihrer Seele vernommen. Die Sprecherin war eben jene unermüdliche, liebevolle Krankenpflegerin, Schwester Kajetana. Der Entschluß der drei war kaum gefaßt, so wurde er auch schon ausgeführt. Schwester Kajetana fand am 6. Januar 1893 Aufnahme im Noviziatshause der Schwestern in Mariannhill. Das war der denkbar schönste Tag für die künftige Missionschwester: Wie die hl. Dreikönige den armen, leidenden Jesus in der Ferne suchten und fanden, so suchte auch sie die armen, leidenden Glieder Christi in weiter Ferne und wie viele fand sie!

Schon im Jahre 1895 wurde sie auf die Station Gzenstochau geschickt, die infolge eines weniger gesunden Klimas ihr reichlich Gelegenheit zur Krankenpflege bot. Da gab es Fieber, Typhus, Ruhr, Schwindsucht, Wunden, bössartige Halsleiden und Erkältungen und eine große Kindersterblichkeit, von der die vielen kleinen Kreuze auf den kleinen Grabhügeln des hiesigen Gottesackers bereites Zeugnis ablegten. Wieviele unermüdliche, erfinderische Liebe hat sie nicht in den fünfzehn Jahren dahier geübt! Oft war ihr großes Krankenzimmer ganz angefüllt mit Leidenden oder konnte nicht einmal alle aufnehmen. Dann ging sie von Bett zu Bett, reichte die Medizinen, hob und trug die Kranken, bettete sie um, verband die widerlichsten Wunden, erwies ihnen mit heroischer Selbstüberwindung die ekelhaftesten Dienste als etwas Selbstverständliches, unterbrach mit stets gleich freundlicher Miene oft die in Afrika so notwendige Nachtruhe oder verzichtete ganz darauf, sobald die Kranken auch nur im geringsten ihrer bedurften. Den ganz Schwachen führte sie mit herzlicher Liebe Speise und Trank zum Munde und den ganz Kleinen, die nicht selten außerordentliche Leiden zu erdulden hatten, erlegte sie monatelang Tag und Nacht die sorgliche Mutter. Wiederholt hatte sie einzelne Kranke jahrelang gleichsam als liebe Stammgäste in Pflege, z. B. die den Vergißmeinnichtlesem als „kleine Dulderin“ (gestorben 20. September 1902) bekannte Sophie, die an Weinen, Rücken und einem Arme so jämmerlich verbrannte Walburga, die schwindstüchtige Monika, denen sie um so mehr Liebe erwies, je mehr ihre Leiden sich in die Länge zogen. Viele sind im Laufe der Jahre in ihren Armen gestorben.

Bei so vielen aufreibenden Arbeiten kam ihr trefflich zu statten ihre langjährige kräftige Gesundheit. In dem terrassenförmig angelegten Gzenstochau eilte sie Hügel auf, Hügel ab, von den kranken Schwestern zu den kranken Kindern, vom Krankenhaus in die Küche; dann ging's in den Garten hinunter, in welchem sie viele Heilkräuter gepflanzt hatte, an manchen Tagen begab sie sich in Kraals der Umgegend zur Pflege verlassener Kranken oder in Begleitung von Kindern in die afrikanische Wildnis auf die Suche nach Arzneipflanzen.

Trotz dieser umfassenden äußeren Tätigkeit war sie eine ganz in n e r l i c h e Seele, alle ihre Liebesdienste waren nur der Ausfluß einer tiefen Frömmigkeit. Daher lag ihr die Seele der Kranken besonders am Herzen. Sobald sie eine Gefahr merkte, meldete sie es dem hochw. P. Missionär, damit die Ungetauften noch vor ihrem Hinscheiden die heilige Taufe empfangen und die Getauften nicht ohne die heiligen Sterbesakramente stürben. Eine besondere Freude bereitete es ihr jedesmal, wenn eine ihrer Pflege Anvertraute gut vorbereitet auf dem Krankenbette zum erstenmale beichtete oder gar die erste heilige K o m m u n i o n empfing. In zweifelhaften Fällen wußte sie es durch innige Bitten dahin zu bringen, daß ihren lieben Kranken das Glück der ersten heiligen Kommunion doch noch zu teil wurde. Um den rührenden Akt recht feierlich zu gestalten, schmückte sie dann das Krankenzimmer mit frischem Grün und bunten Bändern, alles mußte da blinken und glänzen, aus nichts wußte sie etwas zu machen; besonders das Altärchen prangte in einem Schmucke, wie ihn nur kindliche Frömmigkeit und sinnige Liebe zu bereiten versteht. Die kranke Erstkommunikantin vollends war an diesem Tage der Gegenstand einer so warmen, mütterlichen Liebe, daß sie alle ihre Leiden vergaß. Alles an der guten Schwester Kajetana verriet an einem solchen Tage ein stilles, inneres Glück, herzlichen Dank gegen Gott und innige Teilnahme an der Freude der Kranken.

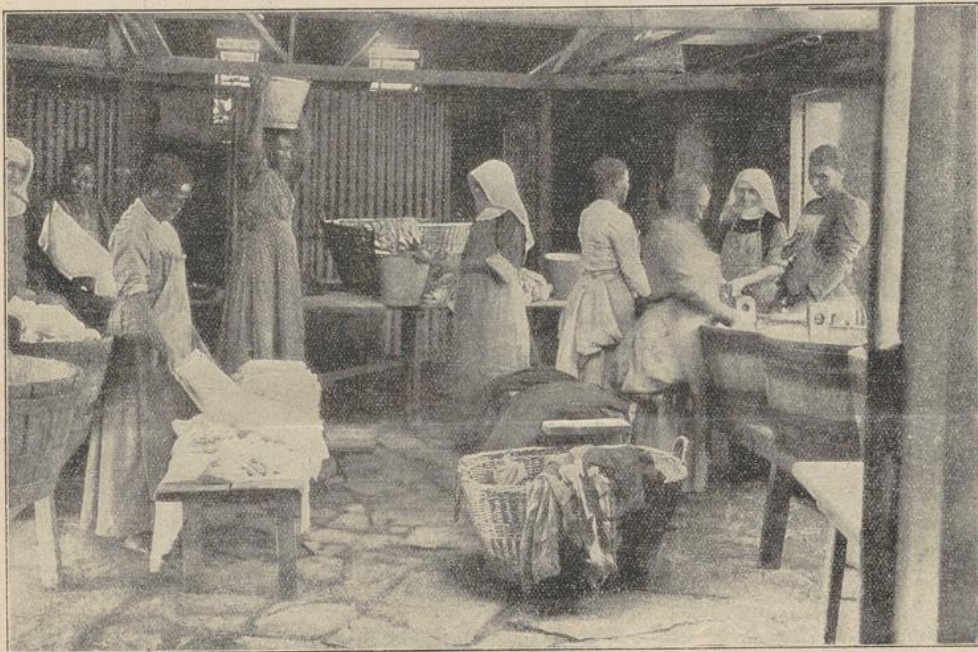
Kam es mit den Kranken zum Sterben, so verdoppelte sich ihre Sorgfalt. Sie suchte ihnen die schwere Stunde leicht zu machen. Sie rief Schwestern und Kinder zum Beten des schmerzhaften Rosenkranzes; Weihwasser, Sterbekreuz und Kerze waren bereit und der Priester erschien zur Verrichtung der Sterbegebete. Die aufgebahrte Leiche schmückte sie sinnig mit Blumen und Heiligenbildchen, was unsere Schwarzen so gern sehen, und betete und opferte viel für die hingeschiedene Seele. Auch hatte sie die Gewohnheit, die Leiden der kranken Kleinen dem lieben Gott in verschiedenen Meinungen aufzuopfern und wenn sie gestorben waren, sich im Gebete an sie zu wenden.

Ein weiterer Beweis ihrer echten Frömmigkeit war ihre Treue in Beobachtung der g e m e i n s a m e n U e b u n g e n. Sobald die Glocke zum Gebete oder einer anderen Uebung rief, eilte sie zur Gemeinde, wenn sie eben abkommen konnte. Denn mit Geschick wußte sie ihre Arbeiten so einzuteilen, daß sie das klösterliche Leben mit dem Wirken in der Mission in schönen Einklang brachte. War das Gebet vorüber, so erschien sie alsbald wieder bei ihren Kranken, nur sich selbst, ihre Ruhe und Bequemlichkeit vergessend. Ueberhaupt war große Neigung zum Gebete ein Hauptzug ihrer edlen Seele. Ueberaus teuer war ihr die heilige Messe und die heilige Kommunion, die sie in den letzten Jahren täglich empfing, ein Glück, über welches sie oft eine heilige Freude empfand. Das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi verbunden mit einer innigen Liebe zur schmerzhaften Mutter war fast der ausschließliche

Gegenstand ihrer Betrachtung und in der letzten Zeit hatte sie stets ein Bild des kreuztragenden Heilands während der Betrachtung und der heiligen Messe vor sich liegen. Ebenso treu war sie in der täglichen Verrichtung des heiligen Rosenkranzes, des heiligen Kreuzweges und der geistlichen Lesung. Doch auch bei der Arbeit war ihr der innere Verkehr mit Gott ein Herzensbedürfnis. Sie hatte ein großes Streben nach innerer und äußerer Abtötung, deren Akte sie besonders in der letzten Zeit täglich zu vermehren suchte, jene Selbstüberwindung, der jede Weichlichkeit verhaßt ist, einen offenen und freimütigen Sinn, der nicht zu schmeicheln verstand, Klugheit und Besonnenheit. Gern führte sie in ungezwungener Weise ein geistliches Gespräch, wobei der Mund aus der Fülle ihres frommen Herzens redete.

ans Ende der Welt kniefällig um ein Kreuz bäten, wären wir nicht wert, eines zu bekommen, aber der liebe Gott gäbe es uns umsonst. Eine große Gnade seien Leiden und Krankheiten. Tags darauf (9. Juni) legte sie sich nieder zu ihrer langen Todeskrankheit, die mit Rippenfellentzündung begann und mit Auszehrung endete.

Gleich in den ersten Tagen empfing sie mit rührender Andacht die heiligen Sterbesakramente. Eine Zeit lang faßte man Hoffnung auf ihre Wiedergenesung. Aber das Fieber blieb, allmählich hustete sie in oft schmerzlichen Anfällen fast den ganzen rechten Lungenflügel aus. Groß waren ihre Schmerzen in den Beinen, die sie nicht bewegen konnte, und in dem armen, wunden Rücken. Sie litt mit sich stets gleichbleibender Geduld und Ergebung, dachte viel an den gekreuzigten Heiland und an die



In der Wäschküche.

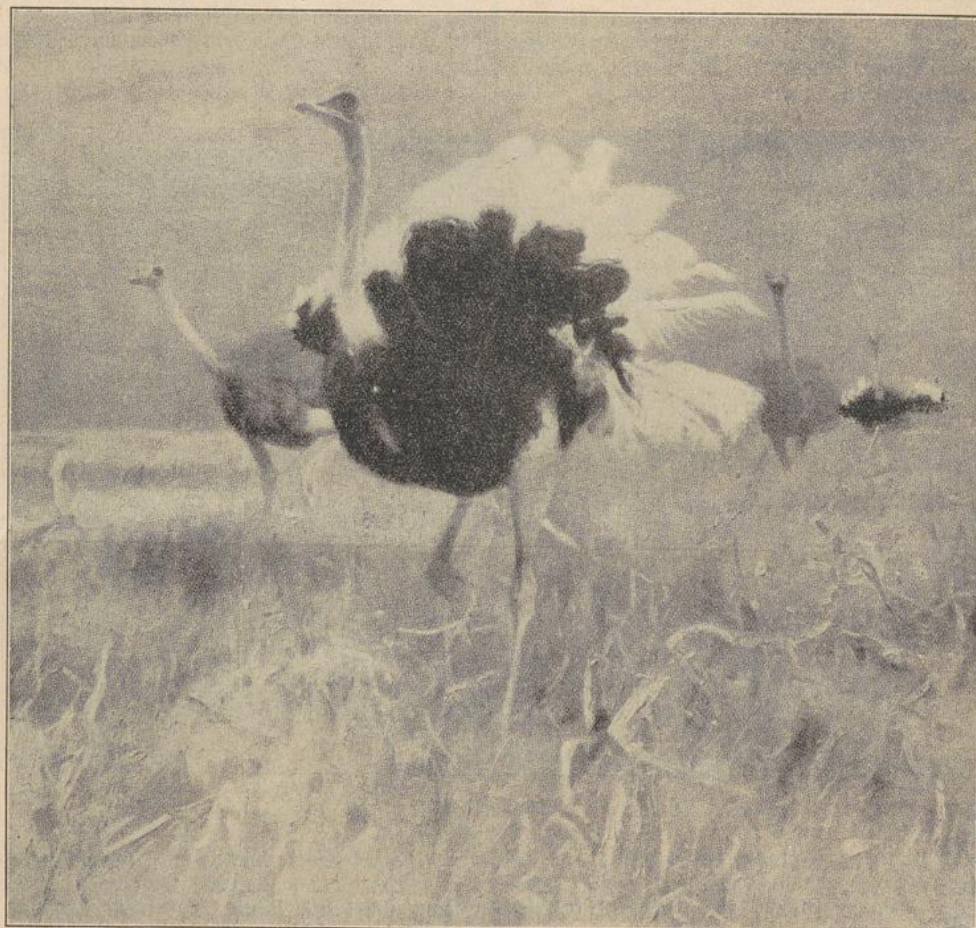
Daß ein solcher Liebling Gottes nicht ohne Leiden sein durfte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. War sie auch von kräftiger, gesunder Konstitution, so fehlte es ihr doch nicht an heftigen Kopfleiden, an manchmal monatelang andauerndem Ohrensausen. Vor Jahren bekam sie einen bösen Finger, der von da an gebogen blieb. Vor zwei Jahren brachte sie ein dreimonatliches typhöses Fieber (enteric fever) fast an Grabsrand. Seit Jahren war sie ganz ergötzt, obgleich erst in den Vierzigern stehend. Im schönsten Lichte zeigte sich ihr Eifer in der ersten Hälfte ihres Sterbejahres 1910, als viele Kinder und eine Schwester am Fieber schwerkrank darniederlagen: Tag und Nacht wußte sie nicht von den Kranken. Damals, meint man, holte sie sich den Todeskeim. Sie nahm nämlich eine schwerkranke Frau aus dem Christendorfe auf, die einen fast pestartigen Geruch von sich gab und binnen kurzem nach erhaltener liebevoller Pflege starb. Seitdem zerfielen ihre Kräfte schnell. Sie mühte sich zwar noch ab in gewohnter Weise, scherzte wohl auch fröhlich, daß sie nun auch schon ein halbes Jahrhundert alt sei. An einem Mittwoch des Juni sagte sie in der Rekreation, sie habe gelesen, wenn wir Gott bis

armen Seelen, sagte wiederholt, sie wolle gern so lange leiden als Gott wolle und wünsche nicht, schnell zu sterben, um den Leiden zu entgehen. Es war rührend anzusehen, wie die einst so kräftige Schwester etwa vier Monate lang so geschwächt, so abgezehrt, so hilflos dalag; sie, die so vielen geholfen, war mit tiefliegenden Augen und ganz eingefallenen Schläfen zuletzt fast buchstäblich auf Haut und Knochen abgezehrt.

Ein großes Opfer verlangte Gott von der Liebhaberin des eucharistischen Heilandes, daß sie die heilige Kommunion nur zweimal in der Woche empfangen konnte, weil sie vor brennendem Durste öfters in der Nacht trinken mußte. Doch war sie überaus dankbar, daß die Güte des heiligen Vaters seit einigen Jahren den Schwerkranken, auch ohne nüchtern zu sein, so oft die heilige Kommunion gestattet. Früher hatte sie öfters den Wunsch geäußert, sie möchte gern an einem Mittwoch sterben, und betete täglich zum hl. Joseph um eine glückliche Sterbestunde. Ihr Wunsch wurde erfüllt. Obgleich bereits zwei Tage im Sterben liegend, lebte sie doch noch bis Mittwoch Abend. Oft bewegten sich ihre Lippen in leisem Gebete. Vor 6 Uhr bat sie

Schwester Walburga: „Helfen Sie mir beten! Bald geht's hinauf.“ Zweimal ließ sie sich: „Hilf, Maria! Es ist Zeit usw.“ vorbeten. In Gegenwart des die Sterbegebete verrichtenden Priesters, umgeben von den tiefergriffenen und stille weinenden und betenden Schwestern, verschied sie ohne Todeskampf, die Sterberze in der einen, das Sterbekreuz in der anderen Hand: es war ein langames, friedliches Aushauchen ihrer edlen, opferwilligen Seele. Ein Opfertod krönte das Opferleben. Die dumpfen Töne der Totenglocke erweckten in

Beistand zuteil, und da während ihrer Sterbewoche dieselben am Generalkapitel in Mariannhill teilnehmen mußten, vertrat sie der hochwürdige P. Paulus, ein junger Priester aus Mariannhill. Als zwei Tage vor ihrem Hinscheiden Schwester Koletta abends ihre Marienhausmädchen zum Gebete für die Sterbende auforderte, knieten alle gleich nieder und diejenigen, welche schon zu Bette waren, sprangen heraus und beteten mit. Dann rühmten sie einstimmig all das Gute, das sie in den vielen Jahren an ihr gesehen: ihren Gebetseifer, ihre



Auf der Flucht.

ganz Czestochau eine feierliche Stille, viele eilten in die Kirche, alle fühlten, daß die Station ein kostbares Leben verloren.

Die allgemeine Hochschätzung der Verstorbenen war schon während ihrer Krankheit offenbar geworden. Der hochwürdigste Propst, ehrwürd. Vater Gerard, der als Rektor von Czestochau jahrelang ihr Beichtvater gewesen war, ließ ihr noch auf dem Krankenbette für alles danken, was sie all die Jahre an den vielen Kranken in Czestochau getan. Er schrieb, er sei fest überzeugt, daß an ihr die Worte in Erfüllung gehen: „Beati mortui, qui in Domino moriuntur. Amodo iam dicit Spiritus, requiescant a laboribus suis, opera enim illorum sequuntur illos.“ Von den hiesigen hochwürdigen P. Missionären wurde ihr aller denkbare priesterliche

Liebe, ihre Geduld, ihre Nachtwachen, ihre Reinlichkeit und so weiter. Daran konnte man wieder einmal die Beobachtungsgabe unserer Schwarzen und die Macht des guten Beispiels erkennen. Im Laufe des Donnerstages kamen die Schulkinder und Marienhausmädchen zahlreich zur aufgebahrten Leiche und beteten, einige gar einen ganzen Rosenkranz.

Freitag früh wurde ein Requiem für die Verstorbene gesungen, an welches sich die Beerdigung angeschlossen. Sie war die zweite Schwester, welche seit der Gründung Czestochaus daselbst starb und wurde daher neben ihrer Vorgängerin, der Schwester Methodia, zur Erde gebettet. Die gute Schwester ist gewiß glücklich zu preisen: sie hat den schweren Kampf bestanden und den Siegespreis errungen. Aber in Czestochau ist durch ihr Hin-

scheiden eine schmerzlich empfundene Lücke entstanden: einsam und leer ist's im Krankenzimmer geworden, wo sie wie ein guter Geist mild und treu 15 Jahre lang ihres Amtes waltete. Möge der liebe Gott in seiner Güte Ersatz schaffen!

Wenn wir jetzt zum Abschiede am frischen Grabe niederknien, füllt heilige Rührung unser Herz: Die da unten friedlich schlummert, hat Gott geliebt und viele Opfer gebracht Gott zuliebe. Sollten wir ihr nicht nachahmen in der Liebe Gottes, Gott mehr lieben als bisher? Und warum nicht gleich, da die Gnade Gottes uns fortwährend drängt zu größerer Liebe und größeren Opfern?

Die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente.

Eine vornehme geistreiche Dame, welche vor längerer Zeit vom Protestantismus zur katholischen Kirche zurückkehrte, fühlte sich, als sie zum erstemal die reine katholische Lehre von dem allerheiligsten Altarssakramente vernahm, von diesem erhabenen Geheimnisse so ergriffen, daß die Begeisterung, womit sie ihren damaligen Seelenzustand schildert, ganz geeignet ist, ein jedes empfängliche Gemüt nicht nur zu erbauen, sondern auch zu gleicher Liebe für das höchste Liebesgeheimnis zu entflammen. Wir wollen deshalb ihre Schilderung hier im Auszuge mittheilen.

„Als mein Ohr“, so schreibt die Dame, „zum erstenmale von der wunderbaren Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Sakramente vernahm, da bekam die Welt für mich eine andere Gestalt, einen anderen Mittelpunkt und die Erde ein anderes Antlitz. Es war im Winter vergangenen Jahres, als endlich, statt meiner Bücher, ein lebendiges Wort zu meiner Seele sprach und ihr, als sie sehr erregt, betrübt und traurig war, sagte, daß das fleischgewordene Wort, der Sohn Gottes, unter uns fortlebe und auf den Altären, wahrhaft, wirklich und lebendig, allezeit bereit, die Müheligen und Beladenen zu erquickten, die Herzen der Traurigen zu trösten, die Schwachen zu stärken, mit himmlischen Frieden die arme, beunruhigte Seele zu erfüllen uhm. — Eine solche Liebe meines Gottes, die der Protestantismus nicht kennt, welcher öde Gotteshäuser und kalte Altäre hat, machte einen so großen Eindruck auf mich, daß ich von diesem Augenblicke an mit der tiefsten Ehrfurcht, mit liebender

Scheu die katholische Hedwigskirche betrachtete, wenn ich an ihr vorüberging oder auch nur an sie dachte. Und wenn dann mein Blick auf eine protestantische Kirche fiel, ergriff mich ein mitleidiges Gefühl und ich seufzte tief: „O du arme seelenlose Leiche!“ —

Und was ist nicht erst der Altar in einer katholischen Kirche? O, es ist nicht auszusprechen, was er alles ist! Wer aber gläubig vor ihm kniet, der wird dessen inne und empfindet es. An diesem Altare sollte die ganze Menschheit niederknien, den Mensch gewordenen Gottessohn anzubeten, der sie mit seiner Gegenwart begnadigt. Und ach, von Ihm sind Tausende, ja Millionen abgerissen und in eine Dede des Daseins gebannt, worin ihr innerstes Leben trübselig verkümmert, weil es nicht in lebendiger Gemeinschaft mit dem göttlichen Leben ist und weil es wie eine abgerupfte Blume des Zusammenhanges mit der nährenden Wurzel entbehrt!“

„Bei der ersten Fronleichnamsprozession, der ich beiwohnte, da der Herr sakramental sich mitten unter uns befand und als König der Seelen und als König der Schöpfung seinen Triumphzug hielt, taten sich die Augen meines Geistes, die vorher so lange gebunden waren, erst recht auf, und ich erkannte ganz den lieben Herrn in der Brotsgestalt. Das Wort des Propheten Jesaias: „Du bist ein verborgener Gott und Heiland!“ hallte tief in meiner Seele wieder, und die Bedeutung desselben war mir jetzt vollkommen klar.

Von dieser Zeit an suche ich nicht mehr wie früher, auf weiten Reisen die Ruhe des Herzens; nicht mehr den Winden und Wellen vertraue ich mein schwaches Leben an; ganz nahe ist mir die Hand, welche die Müheligen und Beladenen erquickt, jede drückende Bürde erleichtert und dieselbe in heiliger Liebe sanft und süß macht!

O, des Schmerzes, daß Tausende, ja Millionen der Seligkeit beraubt sind, vor dem verborgenen Gott und Heiland niederzuknien und Ihn anzubeten! —

Ja, fürwahr, nur mit Schmerz und Behmut kann eine fromme Seele daran denken, wie sogar viele, nicht nur Irrgläubige, sondern auch Katholiken dem höchsten Geheimnisse der Liebe entfremdet sind; wie sie den Gott der Liebe nicht erkennen in der Brotsgestalt; wie sie gar nicht an Ihn denken und, fern von Ihm der himmlischen Quelle des lebendigen Wassers, den Durst ihres Herzens aus schmutzigen Zisternen des Verderbens zu löschen suchen. O, beten wir für sie und für uns um eine bessere Erkenntnis ein andächtiges Vater unser und Ave Maria.

Brave Kinder.



Herr: Warum habt ihr denn dem Fuhrmann dort eine lange Nase gemacht?
Kinder: Das machen wir immer so, wenn ein Kohlenwagen vorbeifährt, damit der Fuhrknecht Kohlenstücke nach uns wirft; die bringen wir dann der Mutter zum Heizen.

Ein salomonisches Urteil Ohm Pauls. Es ist bekannt, daß Präsident Krüger häufig in Streitigkeiten zwischen Buren als Schiedsrichter angerufen wurde; man hatte ein unbedingtes Vertrauen zu seiner Klugheit und Rechtlichkeit. So wählten ihn auch eines Tages zwei Verwandte zum Schiedsrichter. Es handelte sich darum, ein Besitztum, das ihnen bisher gemeinsam gehört hatte, zu teilen; aber sie konnten sich nicht einig darüber werden, welchen Teil des Gutes jeder haben sollte. Krüger, der unter dem Schutzbach seines Hauses saß und Rauchwolken zum Himmel emporblies, hörte ihre Beschwerden schweigend an. Sie wurden bereits heftig, und der Streit schien einen schlimmen Ausgang nehmen zu wollen, als Ohm Paul sie plötzlich unterbrach. Zu dem einen der Kläger sagte er: „Du wirst das Gut nach Deiner Idee in zwei Teile teilen.“ Und zu dem anderen: „Du wirst den von den beiden Teilen nehmen der Dir am besten passen wird.“ Der weise Salomo selber hätte kein besseres Urteil fällen können. Da der erste Kläger nicht wußte, welches Stück sein Verwandter nehmen würde, hatte er das größte Interesse daran, die beiden Teile vollkommen gleich zu machen. So wurde dank der Klugheit des Präsidenten ein Streit entschieden, der, wenn er vor den gewöhnlichen Gerichten gebracht worden wäre, zu großen Schwierigkeiten Anlaß gegeben hätte und für Generationen die Ursache des Hasses gewesen wäre.

Briefkasten.

A. A. Anmeldungen für die nächste gemeinschaftliche Abreise Mariannhiller Postulanten müssen bis spätestens Ende Februar erfolgen.

D. F. Es sind immer noch Mariannhiller Missionskalender für 1911 vorrätig.

S. A. Wir senden das Bergknechtinnicht an unsere bisherigen Abonnenten ununterbrochen weiter, wenn es nicht ausdrücklich abbestellt wird.

A. J. Für gebrauchte Stahlfedern haben wir keine Verwendung. Noch gut erhaltene gebrauchte Kleider jeder Art nehmen wir gern, minderwertige werden uns durch die Verkaufskosten zu teuer.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Goesdorf, Essen, Medebach, Detonen, Bonn, Fretter, Wegwerk, Thalwenden, Förde, Eidel, Mittenheid, Köln, Delmenhorst, Lippwringe, Münster, Eicherscheid, Straß, Clotten, Contern, Abagen, Speidorf, Bottrop, Kray, Linzenich, Cochem, Grevenbroich, Gelsenkirchen, Heilsberg, Nehtingen, Imgenbroich, Wärselen, Aachen, Wanne, Garsdorf, Wiedenfeld, Calle, Minheim, Hasselsweiler, Alverich, Godesberg, Gärzenich, Badum, Bitburg, Flape, Horn, Delbe, Palsdorf, Beleda, Hüttersdorf, Flaids, Girtel, Ochtrup, Herrentrop, Brand, Wärselen, Denglaru, Frintrup, Wiesmühl, Zeißlam, Ottoheuen, Oberseebach, Mehlsad, Reudorf (Essen), Steinburg, Achaffenburg, Hörmannsberg, Zell i. B., Reichenbach, Zangberg, Grohnenbach, Hohenberg, Reudorf, Wforzheim, Dörken, A. B., Erding, Emilowis, Loslau, Habelschwerdt, Bobten, Bochum, Licht, Greifeld, Mithenbach, Eidel, Cleve, Dortmund, Alhrweiler, Emmerich, Hochheim für 1 Heidenkind Petrus Paulus.

Dankjagungen

gingen ein aus: Lupburg.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Buchen, Unterleinach, Stogard, Stuttgart, Heidingsfeld, Neukirch-Höhe, Rottenturg, Gänzburg, Unfernherren, Seitenbuch, Niederhomburg, Acholshausen, Nürnberg, Mantlach, Hainsfarth, Niederbrunn, Neufang, Kochertörn, Mering, Aichau, Helfersried, Untertraubenbach, mehrere aus Amerika, Langenbruck, Hausen, Grünwald, Zangberg, Hohenberg,

Freystadt, aus Niederbayern, Hettstadt, Frankenstein, Alt-Bahdorf, Schleifengrube, Flawil, Andwil, Wil, Hermettschwil, Verikon, Seebach, Bronschhofen, Lofort, Stein, Uzwil, Hettenschwil, Oberendingen, Lachen, Balgach, Wildhaus, Reibtein, Horw, Weggis, Wigoltingen, Zug, Gerian, Altdorf, Orten, Morbach, Dumbheim, Geissen, Medebach, Detoven, Brodtdorf, Sögel, Freund, Köln, Lindenthal, Heimersheim, Euen, Berncastel-Gues, Gilsen, Eicherscheid, Essen, Olpe, Lembed, Grevenbroich, Rheine, Böttlinghausen, Heussweiler, Greifeld, Gelsenkirchen, Freidurg, Drolshagen, Hadenbroich, Garsdorf, Kempen, Minheim, Eppeldorf, Elarholz, Niederleckenberg, Baderborn, Goch, Breden, Kommerstirchen, Münster, Uffotten, Tetingen, Kirchellen, Sögel, Emmerich, Stalben, Schamis, St. Gallen, Andwil, Eberdingen, Grohswangen, Oberwil, Jülich, Grevenbach, Tavanala, Steinebrunn, Berichs, Altwis, Metingen, Adliswil, Baden, Kirchberg.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Lindauer, München. Katharina Braunwarth, Sulzbach a. M. Rosalie Schönsfelden. Magdalena Pansmann, Ding. Madame Gasser und Marie Scheibel, Dollern. Marg. Klenf, Steinbach. Beconita Förg, Hefenthal. Maria Weibel, Breslau. Anna Driesan und Maria Göb, Kaulwis. Paulina Weironska, Zeisgendorf. Clemens Weichner, Habelschwerdt. Johannes Hein, Hausdorf. Johann Weigt, Eilendorf. Bernhard Menzele, Erding. Maria Anna Hebelhor, Sigisshofen. Frau Menges, Mülhausen. Mich. Müller, Großenichwand. Maria Baumer, Zimmertsh. Joh. Gold, Oberhofen. Rosina Steigenberger, Magnetsried. Franziska Gehhard, Königsdorf. Frau Kärmaier, Kernaigen. Elisabeth Aigner, Haunersdorf. Theres Neumeier, Landau a. J. Lina Brückner, Erturt. Josefa Vöhr, Dorfprozelten. Rosalia Schönsfelden und Maria Greiner, Hochdorf. Kress, Schlachter, Tiefenstein. Karl Unger, Kirchhausen. Katharina Blauk, Welschhang. Magdalena Wilhelm, Sulz. Andreas Runz, Pfarrer, Niederwangen. Kath. Winter, Artheid. Anna Engelhardt, Hohenberg. Georg Klier, Grevenbach. Ritar Diebold, Heilbronn. Joh. Gg. Bieler, Schlatt. Guirini Grael, Stedenborn. Frau Oftele, Essen. Joseph Köhner, Eich a. d. Wz. Franz Jos. Eglar, Ahmannshausen. Anna Lamberg, Essen. Heim. Jos. Klein, Geber. Anton Wagner, Godesberg. Wilhelm Heumann, Böttlinghausen. Johann August Normann und Frau Bernardine Krapp, Harpendorf. Franz Körner, Barstein. Frau Anton Scherer, St. Wendel. Adelheid Leuter, Ammelo. Jakob, Maria und Irma Linster, Welsdingen. Anna Dullsch, Wanne. Witwe Krell, Brachthausen. Witwe Vornberg, Silberg. Nikolaus Reuter-Bos, Eppeldorf. Johanna Kolbed, Mühlen. Heinrich Voornen, Riekerk. Margaretha Sabel, Limburg. Jakob Stengei, Steinburg. Anton März, Pfr., Baumkirchen. Rosina Rohrmoser, Schellshwang. Kreszenzia Baubregel, Reiting. Hermann Walter, Oberschöpsheim. Philomena Krieg und Theres Trautmann, Rasdorf. Josef Schmitt, Schmachtenberg. Sofie Meyer, Nothalben. Robert Neiz, Dingelsdorf. Frau Duster, Wolberting. Notburga Weisenberger, Nechberg. Josefina Josi, Niederbrunn. Mich. Hautmann, Bodemühle. F. Geiger, Pfr., Hünghelm. Witwe Kreibitz, Sorau. Joh. Kraus, Pfr., Hochsbach. Jos. Kemmer, Pfr., Neuhäusen. Karoline Wolfarth, Sommersdorf. Margaretha Harz, geb. Sand, Dünmelsheim. Andreas Becker, Oberwärsach. Theresia Friedle, Offenburg. Johanna Schmid, Pöttnes. Christian Uth, Obernüst. Adelheid Goldbach, Waltes. Maria Ederle, Allmendingen. Anna Paringer, Adlkofen. Ursula Nagl, Wälsstosen. Anna Ostermeier, Hagenu. Theres. Bähler u. Anna Brunner, Geisingen. Kreszenz Rinkl, Niedelswald. Jakob Geiger, Kleinfischlingen. Andreas Fisser, Rosina Schulz und Barbara Harlach, Zeißlam. Anna Lacher, Elfiab. Burger und Marg. Weiß, Wised. Johanna Schnell, Batsweiler. Emma Rix, Spahl. Wilhelm Göbig und Adelheid Eich, Heinrichthal. Johann Burger, Wolfratshausen. Josefina Schott, Obergrombach. Klara Häfner, Mondfeld. Maria Reuß, Vieberehren. Konrad Leikim, Burgstall. Johann Hofed, Bietensfeld. Sophie Tischmacher, Gänzburg. Barbara Sindlang, Dessingen. Gertrud Radmacher, Raaret. Frau S. Messert, Bochum. Pfarrer Rukamp, Ochtrup. Heinrich Josef Klein, Geber. Katharina Jordan, Wärselen. Kath. Gils, Mülheim a. Rhein. Ven. Sr. M. Rosa, Seranton. Pa. Mrs. Kern, Buffalo. N.-Y. Mrs. Giese, Philadelphia, Pa. Maria Anna Forkenbrock, Dyersville, Iowa. Johann Kosi, Detroit, Mich. Anton Dres, Brooklyn, N.-Y. Johann Damenhofer, Brooklyn, N.-Y. Josef Schall, St. Fiden. Theresia Ruckstuhl, Tobel. Herr Noos, Luzern. Frau W. Affolter, Gänzburg. Barbara Henle, Widnan. Witwe Ulrich-Schellbert, Gbad. Witwe Rimensberger, Gossau.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.